

clv

RONALD DUNN

**WENN
GOTT
SCHWEIGT**

clv

Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2012 (CLV)
(überarbeitete Auflage)

Originaltitel: When Heaven is Silent
Originalverlag: CLC Ministries International, 701 Pennsylvania Avenue,
Fort Washington, PA 19034, USA

© der deutschen Ausgabe 2012 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld
Internet: www.clv.de

(früher erschienen im Verlag der St.-Johannis-Druckerei, Lahr)
Übersetzung: Dr. Friedemann Lux
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Satz: CLV
Druck: CPI –Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-236-8

Für KAYE
und für unsere drei Kinder:

STEPHEN MITCHELL

und

KIMBERLY KAYE

sowie

RONALD LOUIS DUNN jun.

(1957 – 1975)

*»Unser Gott ist in den Himmeln;
alles, was ihm wohlgefällt, tut er.«*

Psalm 115,3

*»Und als es (d. h. das Lamm)
das siebte Siegel öffnete,
entstand ein Schweigen in dem Himmel,
etwa eine halbe Stunde.«*

Offenbarung 8,1

Inhalt

Danke	9
Erstes Buch: Im Tal des Schweigens	11
Erster Teil: Einstimmung	13
KAPITEL 1	14
1973: Diener ohne Uniform	14
KAPITEL 2	17
1975: Ein Diener, den keiner will	17
KAPITEL 3	18
Heute: An den Leser	18
Zweiter Teil: Der Kampf mit dem Engel	21
KAPITEL 4	22
Leben in der Niederlage	22
KAPITEL 5	29
Unser größter »Gegner«	29
KAPITEL 6	37
Nicht wegwerfen!	37
KAPITEL 7	45
Von Weizen und Unkraut	45
Zweites Buch: Die Stimmen des Schweigens	53
Erster Teil	
Ohne Antworten leben – der schweigende Gott	55
KAPITEL 8	56
Warum?	56
KAPITEL 9	61
Warum ich?	61
KAPITEL 10	73
Was jetzt?	73
ZWEITER TEIL:	
Wer ist bereit, Gott umsonst zu dienen? – Gott im Leiden	87
KAPITEL 11	88
Der »Fall Hiob«	88

KAPITEL 12	93
Wenn alles zusammenbricht	93
KAPITEL 13	101
Allein	101
KAPITEL 14	112
Wenn Gott schweigt	112
Dritter Teil:	
Was, wenn ich nicht weiter weiß? – Gott in der Dunkelheit	119
KAPITEL 15	120
Die dunkle Seite der Gnade	120
KAPITEL 16	132
Noch dunkler als dunkel	132
KAPITEL 17	141
Wenn die Lichter ausgehen ...	141
Vierter Teil:	
Wenn wir nicht vergessen können – Gott in der Enttäuschung	147
KAPITEL 18	148
Gedächtnis: Diener oder Tyrann?	148
KAPITEL 19	154
Nicht jede gute Idee ist Gottes Idee	154
KAPITEL 20	160
Gott sieht das Herz an	160
KAPITEL 21	165
Wenn Gott Nein sagt, hat er etwas Besseres mit uns vor	165
Fünfter Teil:	
Wie aus Böse Gut wird – Gott in den Umständen unseres Lebens	171
KAPITEL 22	172
Der unglaublichste Bibelvers	172
KAPITEL 23	176
Hat mein Leben einen Sinn?	176
KAPITEL 24	182
Der Mensch denkt, Gott lenkt	182
Ein letztes Wort	188

Danke

Ein Buch schreibt man nicht allein. Vom ersten bis zum letzten Satz haben mir viele Freunde über die Schulter geschaut, mich ermutigt, mir geholfen, für mich geglaubt. Mein besonderer Dank gilt:

- Dan Benson, der daran glaubte, dass ich dieses Buch schreiben konnte.
- Den Freunden und Verwandten, die mit uns durch das Tal des Todesschattens gegangen sind. Ihre Liebe und ihre Gebete waren Oasen in der Wüste.
- Dr. Ron Hardin aus Little Rock (Arkansas), der mir wie einst Lukas ein »geliebter Arzt« wurde.
- Dr. Gary Etter aus Irving (Texas), dessen Kunst und Verständnis mir durch die Dunkelheit hindurchhalfen.
- Joanne Gardner, meiner Kollegin seit 27 Jahren, die sich solche Mühe mit mir gibt.
- Meiner Schwiegermutter, Eileene Mitchell, die uns betend durch manchen Sturm begleitet hat.
- Und meiner besten Freundin, Kaye, die mich gleichsam von den Toten zurückholte und deren Name eigentlich auf dem Cover dieses Buches stehen sollte.

ERSTES BUCH
IM TAL DES SCHWEIGENS

ERSTER TEIL

EINSTIMMUNG

*Die erste Seite des Buches streiche rot an.
Denn am Anfang ist die Wunde unsichtbar.*

Rabbi Alce, I Jobs, 13

*Der Gott Israels, der Erlöser,
ist zuweilen ein Gott, der sich verbirgt,
aber niemals ein Gott, der nicht da ist.
Er hüllt sich manchmal in Dunkelheit,
aber er ist nie fern von uns.*

Matthew Henry

KAPITEL 1

1973: Diener ohne Uniform

Es war ein Samstag gewesen, an dem es wieder mal hieß: »Du, Schatz ...« »Du, Schatz, tu dies, Schatz, tu das.« Ein Tag, wo das ständige Aufschieben einen endlich einholt und man den vollen Preis für seine Sünden zahlen muss. Den ganzen Tag hatte ich damit verbracht, den Rasen zu mähen, Sträucher und Hecken zu schneiden, Schränke zu entrümpeln und die Garage aufzuräumen.

Es war gegen Mitternacht, als ich mit der Garage fertig war. Ich begutachtete mein Werk. Gut, für die nächsten zehn Jahre hatte ich wieder Ruhe. Ich wollte gerade ins Bad, um mich zu duschen, als Kaye mir zurief: »Du, Schatz, kannst du eben noch in den Supermarkt fahren, der nachts offen hat? Wir brauchen noch ein paar Sachen zum Frühstück!«

Ich betrachtete mich im Spiegel. *Wie sah ich nur aus!* Unrasiert. Ungekämmt. Ein verdrecktes und verschwitztes T-Shirt, ausgebleichene Jeans mit Löchern in den Knien, Tennisschuhe, die in der Auflösung begriffen waren. Der Mann vom Sicherheitsdienst würde mich filzen, bevor er mich in den Laden ließ. Ein Landstreicher starrte mir entgegen, und nicht der gutbürgerliche Pastor der Gemeinde um die Ecke.

Aber komm, Junge, wer kauft denn schon um Mitternacht seine Brötchen ein?

Es waren mehr Leute, als ich gedacht hatte. Ich entdeckte eine ganze Subkultur von Mitternachtskunden. Alarmstufe eins: Schnapp dir, was du brauchst, drück den Kopf zwischen die Schultern und sieh zu, dass du Land gewinnst, bevor dich einer sieht, der dich kennt!

Ich stellte mich vor der Kasse an. Gut: Nur eine Kundin ist vor mir. Schlecht: Sie war aus meiner Gemeinde. Alarmstufe zwei. Dann wandte sie sich auch noch um! Sie drehte sich zurück,

dann wieder zu mir. Ihre Augen kniffen sich im Stile eines Privatdetektivs zusammen, dann weiteten sie sich in ungläubigem Erkennen. »Bruder Dunn!«, japste sie.

Ich weiß nicht, wer von uns verlegener war. Ich murmelte etwas, das wie eine Erklärung klingen sollte. Dann sagte sie: »Wissen Sie, ohne Ihren Schlips und Anzug habe ich Sie erst gar nicht erkannt.«

Auf der Fahrt nach Hause gingen mir diese Worte durch den Kopf: »Ohne Ihren Schlips und Anzug habe ich Sie erst gar nicht erkannt.« Seit sieben Jahren war ich der Pastor dieser Frau, jeden Sonntag kam sie treu zum Morgengottesdienst und zum Abendgottesdienst, nach Adam Riese musste sie ca. 700-mal meine Predigten gehört – und mich gesehen haben. Und jetzt hatte sie mich um ein Haar nicht wiedererkannt, weil ich keinen Anzug trug! Wen oder was hatte sie da all die Jahre auf der Kanzel gesehen: mich oder meine Kleider? Wäre sie eine dunkle Straße entlangefahren und hätte meinen Anzug sowie meine Krawatte am Straßenrand liegen sehen, sie hätte ohne Zweifel ausgerufen: »Da liegt ja der Anzug vom Herrn Pastor!« Aber *mich* erkannte sie nicht.

Hatte ich nicht irgendwo gelesen, dass die beste Verkleidung eine Uniform ist, weil die Menschen die Uniform sehen und nicht den Träger? Wohl wahr.

Wie war das noch gewesen, als ich mit Frau und Tochter die halbe Nacht im Gebäude des Flughafens Gatwick bei London saß und auf unseren Flug zurück in die USA wartete? Etwa 100 Personen saßen mit uns im Warteraum. Ein, zwei Reihen entfernt saß ein Mann, der immer wieder zu mir herübersah. Als er sah, dass ich sah, wie er mich ansah, stand er schließlich auf und kam zu mir.

»Sind Sie aus Irving in Texas?«, fragte er.

»Ja, doch, ja.«

Er grinste und hielt mir seine Hand hin. »Ich bin Ihr Briefträger.«

Ich war versucht, ihn zu fragen, ob er heute Post für mich

hatte. Ein paar Tage später stand ich neben meinem Briefkasten und wartete auf meinen Briefträger. Er kam, und jawohl, er war es. Die ganzen Jahre hatte ich nur die Uniform gesehen.

Ich hatte meinen Briefträger nicht erkannt, weil er seine Uniform nicht trug und ohne Uniform nicht wie ein Briefträger aussah. Und die Frau im Supermarkt erkannte ihren Pastor nicht, weil er *seine* Uniform nicht anhatte und nicht wie ein Pastor aussah.

Wie viele Pastoren mochte *ich* schon übersehen haben, weil sie nicht wie Pastoren aussahen? Wie viele Segnungen hatte ich verspielt, weil sie wie Flüche aussahen? Wie vielen Königen hatte ich die Tür gewiesen, weil sie in Bettlerlumpen gekommen waren?

Und ich erkannte, dass einige der größten Diener, die Gott mir über den Weg geschickt hatte, »Diener ohne Uniform« gewesen waren. Ich hatte sie nicht erkannt, weil sie nicht so aussahen, wie sich das für den Herrn Pastor gehörte.

KAPITEL 2

1975: Ein Diener, den keiner will

Der Dezemberhimmel hatte die Farbe angelaufenen Silbers. Der Sarg, der ein paar Schritte vor den Hinterbliebenen unter dem Zeltdach stand, auch. Ein naher Freund der Familie sprach:

»Es gibt keine letzte Erklärung für den Tod eures Sohnes Ronnie. Und was hätten wir auch davon, wenn es eine gäbe? Die Tatsache, dass wir diesen Tod nicht erklären können, gibt dieser ganzen Situation mehr Ehrfurcht und Würde.

Ich glaube, es gibt kein Menschenleben, welches das eure so stark zum Guten und zum Wachsen hin geprägt hat oder noch prägen wird wie dasjenige von Ronnie. Es wird keine Situation geben, die eure geistlichen Wurzeln tiefer greifen lassen wird als diese hier. Was die Bibel über Simson sagt, wird auch für Ronnie gelten: ›Die Toten (d. h. die toten Philister), die er in seinem Tod tötete, waren mehr als die, die er in seinem Leben getötet hatte‹ (vgl. Ri 16,30). Ronnies Leben und Tod werden einen unermesslichen Einfluss auf euch haben – bis Jesus wiederkommt oder wir zu ihm gehen.

Ronnie ist nun heil. Er ist jetzt im Himmel.

Wir alle kennen Rons Predigtserie ›Verkannte Diener‹. Heute dient uns der verkannteste von allen – der Tod.«

KAPITEL 3

Heute: An den Leser

Ich schreibe dieses Buch, um mich zu verteidigen. Und wenn ich ehrlich bin, dann haben die meisten meiner Predigten in den letzten Jahren ebenfalls diesem Zweck der Selbstverteidigung gedient. Ich habe gepredigt, um meine eigenen Fragen zu beantworten, um mich selbst vor dem Angriff widerstreitender Wahrheiten, vor dem Zwiespalt zwischen Glauben und Erfahrung zu schützen.

Sie wissen vielleicht, was ich meine: jene Situationen, wo das Leben aufgeräumt und sicher erscheint, unser inneres Haus fertig gebaut und stabil. Wir wissen, was wir glauben, es passt alles zusammen. Und dann kommt plötzlich der Missklang – Dinge, die nicht sein dürfen und doch da sind. Und wenn unser Glaube überleben will, müssen wir diese Gegensätze unter einen Hut bringen. Ende der Geborgenheit. Jemand hat es einmal so ausgedrückt: »Die Sicherheit meines Seins stand auf dem Spiel.«¹

Es gibt ein Wort für dieses Phänomen: *Dissonanz*. Wörterbücher definieren Dissonanz als das Zusammenklingen von Tönen, die nicht als harmonisch oder zueinander passend empfunden werden. Dissonanz – das bedeutet Zwiespalt, Disharmonie. Und das nicht nur in der Musik. Psychologen reden von »kognitiver Dissonanz«: Wir *merken*, dass in unserem Leben etwas nicht zusammenpasst, unsere inneren Zähne pressen sich zusammen, unser seelisches Trommelfell wird gemartert.

Dann versuchen wir natürlich, die Dissonanz zu überwinden. Dazu gibt es zwei Methoden: Entweder wir ändern unseren Glauben, oder wir verdrehen die Realität so, dass sie zu unserem Glauben passt. Wissenschaftliche Untersuchungen zeigen angeblich, »dass Gottesdienstbesucher angesichts widerstreitender

¹ John L. Maes, *Suffering: A Caregiver's Guide* (Nashville: Abingdon Press, 1990), S. 10.

Tatsachen ihren Glauben nicht aufgeben, sondern ihn stattdessen so anpassen, dass er die Tatsachen neutralisiert.«²

In dem Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, stecke ich bis über die Ohren in kognitiver Dissonanz. Ehrlich gesagt: Ich dachte, ich hätte meine diversen verkannten Diener ohne Uniform hinter mich gebracht. Hatte ich nicht mein volles Quantum mitbekommen, war es nicht mein gutes Recht, dass das ersehnte Signal mir Entwarnung gab? Und dann kam – die nächste Sturmwarnung.

Just an dem Tag, an dem ich dieses Buch begann, überfiel uns die nächste Krise. Ich hatte plötzlich keine Lust mehr, ein Buch über »verkannte Diener« und über Gottes Schweigen zu schreiben – oder auch nur darüber nachzudenken.

Ich schreibe also dieses Buch ebenso für mich wie für Sie. Ach ja, noch etwas zum Thema »Dissonanz«: In der Musik sind Dissonanzen dazu da, dass sie sich in eine Harmonie auflösen. Ich warte auf diese Harmonie. Und wenn ich sie gefunden habe, werde ich es Ihnen sagen. Ehrlich.

² Walter Wink, *Engaging the Powers* (Minneapolis: Fortress Press, 1992), S. 94.

ZWEITER TEIL

DER KAMPF MIT DEM ENGEL

*Wir bereiten uns nur eitel Qual,
wenn wir etwas anderes sein wollen,
als was Gott uns bereitet hat.*

Gerhard Tersteegen

*Die Dinge, wegen derer wir jemanden aufsuchen,
sind ... in der kalten Dunkelheit geschehen.*

Henry David Thoreau

*Aber wie kann Gott das in mir wirken? –
Lass ihn einfach, dann wirst du es vielleicht erfahren.*

George MacDonald

KAPITEL 4

Leben in der Niederlage

»Können Sie mir nicht einfach ein paar Pillen geben?«

Der Arzt schaute von seinem Notizblock hoch und schüttelte lächelnd den Kopf. Er dachte, ich machte einen Witz. Aber es war kein Witz.

Ich war am Ende, fertig, ausgebrannt. Dauerstress und Fast Food hatten mich in die Zange genommen. Zehn Jahre Vortragsreisen, übervolle Terminkalender, öde Moteltzimmer und Schnellrestaurants – es lief nichts mehr. Die halbe Welt hatte ich bekehren wollen und stattdessen Magengeschwüre bekommen, die mich immer häufiger ins Krankenhaus brachten. Wenn es so weiterging, würde es mich Kopf, Kragen und Karriere kosten. Ich hatte 30 Pfund abgenommen und fühlte mich so, wie ich aussah – miserabel.

Mein Arzt war zu dem lapidaren Ergebnis gekommen, dass ich zehn Jahre lang über meine Kräfte gelebt hatte. »Ihr Magen hat mehr Verstand als Ihr Kopf«, sagte er. »Sie müssen es langsamer angehen lassen.«

Dann nahm er seinen Block und begann zu schreiben. »Ich gebe Ihnen eine Liste von Aufgaben mit, womit Sie heute noch anfangen müssen«, sagte er. »Erstens: Sie werden an mindestens vier Tagen pro Woche fünf Kilometer marschieren. Verwechseln Sie das nicht mit einem Spaziergang; Sie müssen die fünf Kilometer in 45 Minuten schaffen.«

»Zweitens«, fuhr er fort, »müssen Sie jeden Tag mindestens zwei ausgewogene Mahlzeiten essen.

Drittens: Sieben bis acht Stunden Schlaf, jede Nacht. Und vergessen Sie nicht, dass der Schlaf vor Mitternacht der beste ist.«

Das war der Punkt, wo ich ihn fragte, ob er mir nicht einfach ein paar Pillen geben könnte.

Warum? Ich hatte null Bock darauf, viermal in der Woche fünf Kilometer zu laufen. Acht Stunden Nachtschlaf – nicht daran zu denken, schon gar nicht vor Mitternacht. Und ausgewogen essen? An den Imbissständen diverser christlicher Gemeinden, in Motels, an Pommesbuden? »Ausgewogen« – das hieß bei mir, dass ich eine Cola in der einen Hand und eine Pepperoni-Pizza in der anderen balancierte.

Ich war zu beschäftigt, um gesund zu werden. Gesund werden wollte ich schon – aber ohne meinen Lebensstil ändern zu müssen. *Verschonen Sie mich mit Disziplin, Herr Doktor, geben Sie mir ein paar Pillen!* Der Doktor versicherte mir, dass es die Pillen, die ich wollte, nicht gab. Ich suche sie immer noch. Wenn Sie also solche Pillen kennen, dann schreiben Sie mir ...

Ich bin nicht der einzige Pillensucher. Die Ärzte, die ich kenne, sagen alle, dass die meisten ihrer Patienten zu ihnen kommen, damit sie so wie bisher weiterleben können, aber ohne die Konsequenzen ausbaden zu müssen. Der große Arzt Paul Tournier hat es einmal so ausgedrückt:

Mehr noch, er (d. h. der Patient) hofft, dass die Medizin, dank ihrer technischen Fortschritte, ihm eine Änderung seiner Lebensführung ersparen werde; er möchte es³ nach seinen Launen und Leidenschaften weiterführen, in der Hoffnung, dass irgendeine Wunderpille ihn von den peinlichen Folgen befreien werde.⁴

Und nur zu oft bringen wir eben diese Einstellung auch in unser Christenleben hinein. Es muss doch wohl möglich sein, dass all meine Probleme eins, zwei, drei gelöst werden, wenn ich nur auf den richtigen Knopf drücke! Vielleicht finde ich den Knopf auf dem nächsten Seminar oder im nächsten Buch, auf der nächsten CD, beim nächsten Prediger ...

3 D. h. sein Leben.

4 Paul Tournier, *Krankheit und Lebensprobleme* (Basel: Schwabe & Co., 1978), S. 18.

Apropos Prediger: Ich schätze, wir Prediger haben ein gerütteltes Maß an Mitschuld daran, dass unsere Hörer so denken. Wie gern predigen wir über das »sieghafte« Christenleben – und die Leute hören das nur zu gern. Was kann schon falsch daran sein, dass Christus uns überfließendes Leben anbietet? Und es ist ja auch nicht falsch; das Problem ist nur, dass unsere Hörer es ein wenig anders verstehen, als wir es gemeint haben.

Wir erzählen ihnen von Menschen wie dem amerikanischen Evangelisten Moody, der mitten auf der Straße Gottes Geisteswirken mit einer solchen Macht spürte, dass er sich in sein Zimmer flüchten musste. Wie Brandungswellen schlug die Liebe Gottes über ihm zusammen, dass er schließlich ausrufen musste: »Halt ein, Herr, ich vergehe!« Und als er danach wieder predigte, da waren seine Predigten dieselben, er sagte nichts anderes als vorher – aber Hunderte von Menschen bekehrten sich.

»Jawohl!«, rufen wir. »Das ist es! Das brauche ich auch! Das ist genau das, was ich suche!«

Und Moodys Erlebnis ist wahr. Aber es ist nur ein Teil seiner Geschichte. Wir kennen nie die ganze Geschichte. Wir kennen nicht die verborgenen Kapitel der Geschichte, die ein Mensch mit Gott durchlebt. Wir sehen den Glaubenshelden auf dem Berggipfel, aber nicht den Schweiß, den er beim Anstieg vergossen hat – und auch nicht den Abstieg ins nächste Tal.

Es klingt ironisch, aber die Suche nach einem Schlüsselerlebnis, das uns ein für alle Mal befreit, führt uns eben nicht in die große Freiheit, sondern in die Versklavung – in ein Gefängnis, dessen Wärter verlangen, dass meine sämtlichen Probleme mit einem Schlag gelöst werden müssen. Sie erlauben mir nicht, allmählich und Schritt um Schritt zu wachsen, sie haben keine Geduld. »Werde *jetzt* heil!«, schreien sie, »jetzt, sofort, total!« Sie verlangen, dass ich innerhalb eines Tages erwachsen werde.

Das Ergebnis? Schuldgefühle. *Was stimmt bloß nicht mit meinem Glauben?*

Vitamin R wie Realität

Wir schreiben in unserem Leben zwei Bücher. Das erste ist das Buch der Träume, und wir schreiben es, wenn wir jung sind, wenn unser Leben noch vor uns liegt und wir die Zukunft gar nicht erwarten können. Es ist ein Buch voller Spannung, Abenteuer, Romantik und Vorfreude.

Das zweite Buch schreiben wir in dem Maße, wie unsere Zukunft Gegenwart wird. Es ist die Geschichte dessen, was wir wirklich werden und wirklich schaffen. Es ist das Buch der Realität, wobei jegliche Ähnlichkeiten zwischen den beiden Büchern rein zufällig sind. Immer wieder in meinem Leben hat Gott mich überrascht und überrumpelt. Er hat nicht so mit mir gearbeitet, wie ich es erwartet hatte; sein Stil hat mich frustriert. An vielen Punkten in meinem Leben habe ich mit Jakob bekennen müssen: »Gewiss, der HERR ist an diesem Ort, und ich wusste es nicht!« (1Mo 28,16). Und wenn ich denke: Jetzt habe ich es endlich im Griff, dann zerbröselt mir alles unter der Hand.

Darf ich Ihnen Jakob vorstellen? Seine Geschichte hat mir beim Verständnis dafür geholfen, wie Gott mit seinen Dienern umgeht – wie er sie dahin bringt, wo er sie haben will. Ganz besonders gilt dies für jenes seltsame Erlebnis, das Jakob mit dem Fremden am Jabbok hatte und von dem 1. Mose 32 berichtet. Es ist ein Musterbeispiel dafür, wie Gott arbeitet. Nirgends in der ganzen Bibel finden wir ein besseres Beispiel dafür, wie Gott Diener ohne Uniform benutzt, um uns in das Bild seines Sohnes umzugestalten.

Sie kennen Jakob noch nicht? Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen diese alttestamentliche Gestalt vorstelle und Ihnen erzähle, was sein Name bedeutet und wie er ihn bekam.

Pfarrers Kinder, Müllers Vieh

Die Geschichte von Jakob – das ist die reinste Seifenoper. Hauptpersonen: Vater Isaak, Mutter Rebekka sowie die Zwillinge Esau und Jakob.

Die Zwillinge waren eine Gebetserhörung. Rebekka war unfruchtbar, was bei den alten Hebräern eine Schande war. Isaak »bat den HERRN für seine Frau ... und der HERR ließ sich von ihm erbitten, und Rebekka ... wurde schwanger« (1Mo 25,21).

So weit, so gut. Aber die Kinder stießen einander im Mutterleib; die beiden Brüder kämpften miteinander, noch bevor sie geboren wurden – so heftig, dass es Rebekka angst und bange wurde und sie zu Gott schrie. Wenn das Leben, das sie da in sich trug, wirklich ein Gottesgeschenk und eine Gebetserhörung war, warum dieser Kampf im Mutterleib?

Und Gott antwortete ihr: »Zwei Nationen sind in deinem Leib, und zwei Völkerschaften werden sich scheiden aus deinem Innern; und eine Völkerschaft wird stärker sein als die andere, und der Ältere wird dem Jüngeren dienen« (1Mo 25,23). Der Ältere dem Jüngeren dienen? Das hörte sich nach Ärger an.

Schließlich war der große Tag da. Als Erster kam Esau aus dem Mutterleib. Aha, der Ältere. Man nannte ihn *Esau* (»behaart«), weil seine Haut rötlich und von Haaren bedeckt war. Sein Bruder, der gleich hinterherkam, hielt seine Ferse fest, so dass man ihn *Jakob* (»Fersenhalter«) nannte.

Es war ein perfekter Name für Esaus Bruder. Das hebräische Wort zeichnet das Bild eines Menschen, der einen anderen am Fuß packt, um ihn stolpern und stürzen zu lassen. Das Wort stinkt nach Betrug, Überfall, Strauchdieberei. Ein hinterhältiger Betrüger – das ist Jakobs Charakter. (Und diesen Mann erwählte Gott!) Als Jahrhunderte später der Prophet Jeremia das menschliche Herz als »arglistig« bezeichnete (Jer 17,9), benutzte er das gleiche Wort – das Herz ist, so wörtlich, »ein Jakob«.

Und Jakob machte seinem Namen alle Ehre. Erst trickste er Esau sein Erstgeburtsrecht ab, dann seinem alten und blinden

Vater den Erstgeburtssegen. Als Esau von dem Betrug erfuhr, rief er aus: »Ist es nicht, weil man ihm den Namen Jakob gegeben hat, dass er mich nun zweimal überlistet hat? Mein Erstgeburtsrecht hat er weggenommen, und siehe, nun hat er meinen Segen weggenommen!« (1Mo 27,36).

Und Esau schwor sich, nach dem Tod seines Vaters Rache zu üben und Jakob umzubringen. Was Jakob zu Ohren kam, worauf er den Rat seiner Mutter, sicherheitshalber seinem Onkel Laban in Haran einen längeren Besuch abzustatten, willig annahm.

Das war vor 20 Jahren gewesen. Und jetzt ist Jakob dabei, nach Hause zurückzukehren. Und Esau reitet ihm entgegen – mit 400 Mann.

Jakob reagiert sofort. Er teilt hastig seine Karawane in zwei Teile auf, damit, falls Esau die eine Hälfte angreift, die andere noch entkommen kann. Als Nächstes schickt er Esau ein riesiges Geschenk, um ihn zu besänftigen: 200 Ziegen, 20 Böcke, 200 Mutterschafe, 20 Widder, 30 säugende Kamele samt Fohlen, 40 Kühe, 10 Stiere, 20 Eselinnen und 10 junge Esel. Man sieht, wie reich Jakob in der Fremde geworden ist.

Als die Nacht anbricht, bringt Jakob seine Frauen und Nebenfrauen, seine elf Söhne sowie seinen ganzen restlichen Besitz über den Jabbok und bleibt allein zurück.

Er hat Gott bereits gebeten, ihn vor Esau zu retten. Für den Rest der Nacht heißt die Devise: abwarten und das Beste hoffen. So denkt Jakob.

Und es rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte aufging. Und als er sah, dass er ihn nicht überwältigen konnte, da rührte er sein Hüftgelenk an; und das Hüftgelenk Jakobs wurde verrenkt, als er mit ihm rang. Da sprach er: »Lass mich los, denn die Morgenröte ist aufgegangen.«

Und er sprach: »Ich lasse dich nicht los, es sei denn, du segnest mich.«

Da sprach er zu ihm: »Was ist dein Name?«

Und er sprach: »Jakob.«

Da sprach er: »Nicht Jakob soll fortan dein Name heißen, sondern Israel; denn du hast mit Gott und mit Menschen Kämpfungen und hast gesiegt.«

Und Jakob fragte und sprach: »Sage mir doch deinen Namen!«

Da sprach er: »Warum doch fragst du nach meinem Namen?«

Und er segnete ihn dort.

Und Jakob gab dem Ort den Namen Pniel: »Denn ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen, und meine Seele ist gerettet worden!«

Und die Sonne ging ihm auf, als er über Pniel hinaus war; und er hinkte an seiner Hüfte. Darum essen die Kinder Israel bis auf den heutigen Tag nicht den Hüftmuskel, der über dem Hüftgelenk ist, weil er das Hüftgelenk Jakobs, den Hüftmuskel, angerührt hat. (1Mo 32,25-33)

Wie bedeutsam den Israeliten diese merkwürdige Geschichte war, lässt sich an dreierlei ablesen: 1. Jakob bekommt einen neuen Namen – *Israel*. 2. Er gibt dem Ort einen neuen Namen: *Pniel* (»Angesicht Gottes«). 3. Es kommt zu einem kultischen Verbot des Verzehrs des Muskelstücks am Hüftgelenk.

Und was bedeutet das Ganze? Es illustriert, wie Gott mit seinem Volk arbeitet. Wie er aus einem Jakob einen Israel macht, aus einem Hochstapler einen Patriarchen, der von ihm gesegnet ist. Es zeigt uns, wie Gott das nimmt, was wir sind, und uns so umgestaltet, wie er uns haben will.

Und dies – Achtung, festhalten! – ist ein Kampf bis zum Anbruch des Tages.

KAPITEL 5

Unser größter »Gegner«

Jakob ist also allein und wartet. Es ist dunkel, er ist nervös, er hat Angst. Was wird passieren, wenn die Sonne aufgeht? Wird sein Bruder die Geschenke annehmen oder ihn umbringen?

Da springt urplötzlich »ein Mann« aus der Dunkelheit und ringt Jakob zu Boden.

Was wird Jakob wohl gedacht haben, wer der Angreifer war? Esau? Sicher war das sein erster Gedanke. *Oh nein, ein Angriff aus dem Hinterhalt! Er schlägt mich mit meinen eigenen Waffen!*

Oder doch nicht Esau, aber einer seiner Männer? Ein Fachmann im geräuschlosen Umlegen von bösen Brüdern? Oder ein gewöhnlicher Wegelagerer, der einen Reisenden um sein Geld erleichtern möchte?

Oder war es vielleicht, wie die alten Rabbiner glaubten, Jakobs Schutzengel?⁵

Aber was auch immer Jakobs erster Gedanke war – eines war er mit Sicherheit nicht. Jakob dachte nicht: »Halleluja, da kommt ein Freund und will mich segnen!«

Er dachte auch nicht, dass es Gott war. Ihn hatte er doch gerade erst um seinen Schutz gebeten! Nein, dieser Angreifer konnte nur jemand Böses sein. Man grüßt keinen Freund, indem man ihn zu Boden wirft, oder?

Doch dann durchzuckt Jakob die Erleuchtung, und er ahnt, wer der unheimliche Angreifer ist. »Ein Mann« heißt es in 1. Mose 32. Hosea 12,5 spricht von einem »Engel«. Wenn wir bedenken, dass der »Engel des HERRN« im Alten Testament oft mit dem HERRN selbst gleichgesetzt wird, dann wird klar: Es war Gott selbst – nach Meinung vieler Ausleger der Herr Jesus in seiner Existenz vor der Menschwerdung.

⁵ Elie Wiesel, *Messengers of God* (New York: Summit Books, 1976), S. 124.

Um Schutz vor Esau hatte Jakob gebeten. Was er eigentlich brauchte, war Schutz vor Gott. Sein Problem hieß nicht Esau – es hieß Gott.

Was ist das für eine Erkenntnis, wie sie umwälzender nicht sein kann! Feinde entpuppen sich als Diener, Ungeheuer als Freunde. Wie bei Jakob.

Die härtesten Kämpfe in unserem Leben haben nicht mit dem Teufel, sondern mit Gott. Ich will keineswegs die Realität des harten geistlichen Kampfes mit den Mächten der Finsternis leugnen. Ich meine einfach dies: *Manchmal fällt es mir leichter, Nein zum Teufel als Ja zu Gott zu sagen.*

Und nicht nur mir. Die Beispiele in der Bibel beschränken sich nicht auf irgendwelche obskuren Nebenpersonen, die kein Mensch kennt. Wie war das mit Abraham? Als Gott ihm eröffnete, dass er seinen Bund mit Isaak und nicht mit Ismael aufrichten würde, rief er aus: »Möge doch Ismael vor dir leben!« (1Mo 17,18). Abraham rang mit Gott.

Oder Hiob. Dieser Leidensveteran tritt in jedem Buch über das Leiden auf – meines ist keine Ausnahme. In Hiobs Geschichte verschwindet der Satan nach dem zweiten Kapitel von der Bildfläche. Er spielt eigentlich nur eine Nebenrolle, als bloßes Werkzeug Gottes. Hiob selbst erwähnt den Satan niemals. Der Kirchenvater Augustinus bemerkte so scharfsinnig dazu: »Hiob sagte nicht: ›Der HERR hat gegeben, der Teufel hat genommen.««

Das Buch Hiob ist ja überhaupt kein Buch passiver Unterwerfung. Es ist ein Buch voller energisch vorgetragener Klagen, die direkt an Gott gerichtet sind. Hiob haderte nicht mit dem Teufel, sondern mit Gott.

Dann Jeremia, der »weinende Prophet«. Über 40 Jahre lang verkündete er seinen Landsleuten eine ernste Gerichtsbotschaft. Noch bevor er im Mutterleib gebildet wurde, hatte Gott diesen Priestersohn aus Anatot zu seinem Propheten erwählt.

Zuerst war alles wunderbar. »Deine Worte waren vorhanden, und ich habe sie gegessen«, berichtet Jeremia, »und deine

Worte waren mir zur Wonne und zur Freude meines Herzens« (Jer 15,16). Aber nicht lange. Als Zeichen für Gottes Gericht über Juda durfte Jeremia nicht heiraten. Seine Landsleute hassten seine Botschaft und trachteten ihm nach dem Leben. Die Priester und falschen Propheten Jerusalems verhafteten ihn, machten ihm den Prozess, legten ihn in den Stock, demütigten ihn öffentlich und ließen ihn schließlich in eine leere Zisterne werfen.

Aus einem gebrochenen Herzen heraus bringt dieser Leidensprophet seine Klage vor Gott. Er braucht Hilfe, er benötigt Verständnis. Und wie antwortet Gott? Hören wir zu:

»Wenn du mit Fußgängern läufst und sie dich ermüden, wie willst du denn mit Pferden wetteifern? Und wenn du auf ein Land des Friedens dein Vertrauen setzt, wie willst du es denn machen in der Pracht des Jordan?« (Jer 12,5).

Mit anderen Worten: Stell dich nicht so an, Jeremia! Du findest, es geht dir schlecht? Es wird noch schlechter kommen. Du möchtest am liebsten aufgeben? Du hast noch gar nicht richtig angefangen.

Jeremias größtes Problem waren nicht die verhärteten Menschen, die seine Botschaft ablehnten und ihn umbringen wollten. Sein größtes Problem war das Ringen mit Gott, der ihn berufen hatte.

Wir könnten hier auch einen anderen Propheten erwähnen: Habakuk, in dessen kleinem Buch es fast ausschließlich um den leidenschaftlichen Einspruch des Propheten dagegen geht, dass Gott die Bösen ungestraft lässt – gefolgt von dem Protest gegen die Art, wie Gott die Bösen dann doch noch straft.

Und dann natürlich der Herr Jesus. Ich zögere, auf diesen heiligen Boden zu treten. Sein Kampf im Garten Gethsemane, am Abend vor seiner Kreuzigung, lässt sich mit Worten eigentlich gar nicht beschreiben. Nur eine Handvoll Worte, die seine Qual von fern andeuten, ist uns überliefert. »Meine Seele ist sehr betrübt, bis zum Tod«, sagt er seinen Jüngern (Mt 26,38).

Und er ging ein wenig weiter und fiel auf sein Angesicht und betete und sprach: »Mein Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst« (Vers 39).

Noch zweimal wiederholt Jesus dieses Gebet.

Es erschien ihm aber ein Engel vom Himmel, der ihn stärkte. Und als er ringendem Kampf war, betete er heftiger. Und sein Schweiß wurde wie große Blutstropfen, die auf die Erde herabfielen (Lk 22,43-44).

Zu Beginn seines Dienstes fastete Jesus 40 Tage und Nächte in der Wüste, und danach, als er so richtig ausgelaugt war, kämpfte er mit dem Versucher. Wir wissen nicht, wie schwer dieser Kampf war; wir wissen nur, dass Jesus dabei nicht wie im Garten Gethsemane Blut schwitzte.

Und wer kann die Bedeutung des erschütternden Schreis am Kreuz ermessen: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« (vgl. z. B. Mt 26,46).

Was ist dein Name?

Wieso ist der Kampf so hart? Weil Gott uns ändern will und wir uns nicht ändern lassen wollen – jedenfalls nicht von Grund auf. Gott ist nicht damit zufrieden, uns eine schönere Nase zu geben; er will die Tiefen unserer Seele öffnen und den »Jakob« aus uns herausreißen.

Weshalb hat wohl der Engel, mit dem Jakob kämpfte, ihn nach seinem Namen gefragt? Wusste er ihn nicht? Hatte er einen Haftbefehl gegen unbekannt in der Tasche? Wohl kaum.

Nein, Gott will Jakob keine Information für das Einwohnermeldeamt abringen; Gott will ein *Bekenntnis* hören. Wenn man im Hebräischen jemanden nach seiner Identität fragt, sagt man:

»Wer bist du?« Die Frage: »Wie heißt du?«, ist eine völlig andere. Bei dieser Frage (»Was ist dein Name?«) geht es um das *Wesen* der betreffenden Person: *Was bist du für einer?*

Möchten Sie Gottes Segen haben? Wirklich? Was ist dann Ihr eigentlicher Name, im tiefsten Kellerlabyrinth Ihrer Seele?

Gott zwingt Jakob, sich der Wahrheit über sich selbst zu stellen. Das ist immer ein Kampf. Nach T. S. Eliots Worten kann der Mensch nicht zu viel Wahrheit auf einmal vertragen – vor allem dann, wenn es die Wahrheit über ihn selbst ist. Unsere Fähigkeit zum Selbstbetrug ist gigantisch; sie ist unsere Überlebensstrategie.

Gott sagt: »Komm, sag es! Es gibt keinen anderen Weg. Du wirst nie dein Leben verstehen, wenn du nicht deinen Namen verstehst!«

Und Jakob schreit: »Ich heiße Jakob! Ich bin der Betrüger, der Hochstapler, der Lügner, der Hinterlistige!«

Was müssten Sie antworten? Oder ich? Lieber nicht daran denken?

Der zweite Akt

Das war nicht Jakobs erste dramatische Gottesbegegnung. 20 Jahre zuvor hatte er schon einmal eine gehabt. Bei Bethel, in der ersten Nacht seiner Flucht. Er hatte einen Traum dort, einen wunderbaren Traum, in welchem die Engel Gottes auf einer Leiter vom Himmel herab- und wieder hinaufstiegen. Am oberen Ende der Leiter stand Gott selbst und versprach Jakob, dass er mit ihm sein würde, wo er auch hinging, und dass er ihn eines Tages wieder nach Hause zurückbringen würde (1Mo 28,10-22).

War das nicht ein Gotteserlebnis der besonderen Art? Jakob war damals so beeindruckt, dass er auf der Stelle versprach, Gott den Zehnten von all seinem Besitz zu geben. Ist das nicht genau das, was ich ebenfalls brauche? Wünsche ich mir nicht auch eine solche Gottesbegegnung, damit alles gut wird und ich ein neuer

Mensch werde? Eine Himmelsleiter bitte, damit ich der beste Christ der Welt werde ... Und 20 Jahre nach der Himmelsleiter – ist Jakob immer noch der Gleiche.

Es ist erschütternd, wie viele Schlüsselerlebnisse wir mit Gott haben können – und uns doch nicht ändern.

Und jetzt also wieder eine Begegnung mit Gott – aber eine andere. Die Himmelsleiter hatte Jakob im Traum gesehen; aber diese Begegnung ist ein furchtbarer, schmerzlicher Kampf. Aber diesmal wird die Gottesbegegnung ihn nicht unverändert lassen. Der Betrüger wird auf der Strecke bleiben und ein Gesegneter des HERRN davonhinken.

Darin besteht das Geheimnis des Sieges: den richtigen Kampf verlieren.

Pickel oder Tumor

Wenn wir älter werden, werden unsere Kämpfe mit Gott heftiger, vielleicht auch schmerzlicher. Es geht um mehr, und die Ergebnisse sind tiefer.

Wenn du erst einmal älter bist, werden deine geistlichen Kämpfe weniger werden, und eines Tages hören sie ganz auf. So dachte ich, als ich 16 Jahre alt war. Und als ich 20 war. Und mit 30, 40 oder 50 Jahren. Und heute denke ich sehnsüchtig: *Hättest du nur die Sorgen von damals, als du 16 warst.* Damals ging es um Pickel. Heute geht es um Tumore.

Den großen erlösenden Knall, der unser Leben ein für alle Mal in Ordnung bringt, gibt es nicht. Wir können die Probleme eines ganzen Lebens nicht an einem einzigen Tag lösen. Die großen Lebensentscheidungen fallen nicht in einer halben Minute, wenn wir im Anschluss an einen Gottesdienst »nach vorn kommen«. Sie entwickeln sich allmählich – in den Stunden, wo wir allein mit uns und Gott sind.

Allein – das ist Jakobs Situation, als Gott ihn stellt. Gott wartet ab, bis Jakob allein und ohne jeden Schutz ist. Gott ist der große

Angreifer. Der schon zitierte Abschnitt (1Mo 32,25-33) beschreibt das dramatische Geschehen, jedes Detail genau nach Plan.

Jakob ist allein. Wie wir in den Stunden, wo wir Gott begegnen. So ist das immer: Gott und ich, ganz allein.

Dunkel ist es auch, Jakob kann seinen Angreifer nicht erkennen. So auch bei uns: Auf einmal geht der Kampf los – aber mit wem eigentlich? Mit Gott? Mit dem Teufel? Mit mir selbst?

Und der Kampf ist unausweichlich, Jakob kann nicht knien. Die Kampfdisziplin, die sein Angreifer wählt, ist bezeichnend: ein Ringkampf. Wenn jemand mich auf die Nase boxt und ich nicht kämpfen will, kann ich einfach weglaufen. Aber wenn er sich auf mich stürzt, mit beiden Armen packt und zu Boden drückt, habe ich keine Wahl: Ich muss kämpfen.

20 Jahre lang war Jakob Gott davongerannt. Jetzt holt Gott ihn ein und hält ihn fest. Jakob muss ihm ins Angesicht sehen – und sich selbst.

So ist es bei uns allen. Wir fliehen vor Gott – selbst dort, wo wir ihm dienen. Wir reden mit ihm, aber schauen ihm dabei nicht in die Augen, damit sie uns ja nicht festnageln und unser Innerstes enthüllen. Aber Gott ist hartnäckig. Er holt uns ein und ringt uns zu Boden – weil er uns segnen will.

Ein Freund sagte mir einmal, wie toll er meine Hingabe an Gott fand. Ich versuchte ihm die Wahrheit zu sagen, aber er verstand mich nicht. Wenn ich mein Leben überblicke, finde ich keinen hingeebenen Gottesdiener, keinen aufopferungsvollen Glaubenshelden, keinen freiwilligen Glaubensstreiter, sondern einen höchst skeptischen, ja, oft rebellierenden Gottesdiener wider Willen. Ich komme mir vor wie der Hase, der nicht mehr kann, weil der Jagdhund ihn gestellt hat. Natürlich weiß ich, dass wir als Menschen in der Verantwortung stehen; wir müssen uns entscheiden. Ich will nur klarstellen, dass ich mir mitnichten wie ein edler Heiliger vorkomme, sondern wie ein schreiender, um sich schlagender Bengel, den Gott mühsam Meter um Meter weiterschleifen muss.

Ich kenne mich zu gut. Tief drinnen bin ich ein Rebell, und wenn Gott seinen Griff lockern würde, dann würde ich weglaufen.

Und jetzt kommt es noch toller. Dieses Wissen darum, wer ich vor Gott bin, gibt mir einen tiefen Frieden, denn ich weiß, dass Gott mir seine Liebe zugewandt hat und dass er mich alten Dickkopf nicht loslassen wird. Er läuft mir mit einer unfassbaren Liebe hinterher, die einfach nicht aufgibt.

Und ich weiß auch: Wo ich bin, da bin ich, weil Gott mich dort hin manövriert hat. Bis hierher hat mich Gott gebracht – davon bin ich zutiefst überzeugt. Seine Gnade hat mich bis hierher gebracht, und sie wird mich ganz nach Hause bringen. Ich wollte, ich könnte sagen, dass ich mich von mir aus nach dieser Gnade ausgestreckt und mich Gott hingegeben habe. Ein paarmal habe ich es wohl versucht, aber meine Entschlossenheit, meine Hingabe und meine Liebe reichten nicht. Doch Gottes Gnade reichte.

KAPITEL 6

Nicht wegwerfen!

Es lag direkt gegenüber unserem Motel in Mississippi: das anmutige Haus, worin ein Antiquitätenladen untergebracht war. Groß, zweistöckig, mit einer Holzfassade aus der Zeit vor dem amerikanischen Bürgerkrieg und flankiert von mächtigen alten Bäumen. Als Kaye und ich die Eingangsveranda betraten, roch ich den Duft von Magnolienblüten und sah vor meinem inneren Auge den Südstaatengeneral Robert E. Lee in einem Lehnstuhl sitzen, in seiner Hand ein Glas Whisky mit Eis und Minze.

Wir gingen langsam durch das Ladenlabyrinth, hoben hier und da etwas hoch, inspizierten den Preis und legten es vorsichtig wieder hin. Und ich musste denken: *Ich habe schon bessere Sachen fortgeworfen.*

Schon seit Jahren suche ich die Baseball-Kartensammlung, die ich als Junge einmal hatte. 1948 hatte ich damit begonnen, die großen Stars zu sammeln – Fotos von Hank Greenberg, Bob Feller und Mickey Mantle. Heute sind sie ein Vermögen wert. Ich klebte sie damals in meine Pfadfinderkladde; wo sie jetzt sind – keine Ahnung. Meine Mutter kann ich nicht mehr fragen; sie starb, bevor ich merkte, wie wertvoll die Karten geworden waren. Mit dumpfem Entsetzen stelle ich mir vor, wie es wahrscheinlich war: Mutter warf das ganze Zeug weg, als ich auf die Universität ging. Aber wie konnte ich damals wissen, dass Mickey Mantles Konterfei eines Tages mehrere Tausend Dollar wert sein würde?

Kaum zu glauben, dass ich meinen alten Mustang, Baujahr 1965, für 400 Dollar verscherbelte! Heute ist er glatt das Zehnfache wert. Ich sage meinen Kindern immer: »Werft nichts weg! Hebt es auf. Mietet euch eine Garage dafür, wenn es sein muss, aber werft nichts weg!«

Mein Problem ist, dass ich nicht immer zwischen Schätzen

und Sperrmüll unterscheiden kann. Ich habe im Laufe der Jahre etliche Schätze weggeworfen, weil sie scheinbar wertloser Müll waren. Sie sicher auch.

Und das wird uns immer wieder passieren. Wir bilden uns nämlich ein, den Unterschied zwischen Müll und Antiquitäten genau zu kennen. Ach ja, und den Unterschied zwischen Segen und Fluch. *Dies hier ist ein Segen – das ist doch klar, das sieht doch ein Blinder! Und dies da – na, das ist ein Fluch, kein Segen; weg damit!*

Wir Menschen haben einen peinlichen Fehler: Wir bilden uns ein, dass wir alles und jedes in unserem Leben fein säuberlich in die Schubladen von Gut und Böse, Fluch und Segen einordnen können. Und dann besucht uns ein König, der sich als Bettler verkleidet hat, und ein Segen, der wie ein Fluch aussieht. Oft herbergen wir auch Engel und wissen es nicht.

Wie schön wäre es, wenn wir in die Zukunft sehen und im Voraus wissen könnten, was man wegwerfen kann, was man besser aufhebt und aus welchem Müll einmal eine Antiquität werden wird. Ja, schön wäre es ...

Eine harte Lektion

Was ich jetzt sage, das sage ich ungern, weil ich es eigentlich selbst nicht hören will. Aber *die größten Dinge, die Gott in meinem Leben getan hat, waren Dinge, die ich nicht mochte – und nicht wollte.* Wir kämpfen gegen ebenjene Dinge an, mit denen Gott uns segnen will. Wie einst Jakob versuchen wir oft, unsere Segnungen wegzuworfen.

Aber manchmal gleichen wir Jakob auch in anderer Hinsicht: Wir erleben, wie sich vor unseren Augen Sperrmüll in Antiquitäten verwandelt, während wir uns noch heftig dagegen wehren.

Wie wir im letzten Kapitel schon sahen, hatte Gott Jakob dort, wo er ihn haben wollte: Er war allein, ohne Hilfe, im Griff eines unbekanntes Angreifers; es gab kein Entkommen.

Jakob ringt und kämpft um sein nacktes Leben – und plötzlich wird alles anders. Auf einmal versucht der Angreifer, sich loszureißen, und es ist Jakob, der nicht lockerlässt: »Ich lasse dich nicht los, es sei denn, du segnest mich!« Jakob hat begriffen, dass er um einen Segen kämpft.

Und dies ist mit das Erstaunlichste an dieser ganzen Geschichte: Was Jakob eben noch loswerden wollte, das umklammert er jetzt. Und so verwandelt Gott einen Jakob in einen Israel.

Ich wiederhole: *Das, wogegen ich ankämpfe, ist vielleicht genau das, womit Gott mich segnen will.*

Weltfremd

Ich bin dabei, zu lernen, dass Glaube mehr ist als die Macht, die Dinge besser zu machen. Oh, wie gern würden wir das tun! Aber das ist nicht die eigentliche Macht des Glaubens.

Apropos Macht: Viele heutige Christen sind geradezu besessen davon. »Power« ist in, auch unter den Frommen: Power-Glaube, Power-Sprache, Power-Bilder. In seinem unter die Haut gehenden Buch *God and Human Suffering* (»Gott und das menschliche Leid«) zitiert Douglas John Hall den japanischen Theologen Kosuke Koyama:

Der Name »Jesus Christus« ist kein magischer Name, der die zerbrochene Welt augenblicklich in ein Paradies verwandelt. Hat nicht die wahre Dimension der Herrlichkeit dieses Namens gelitten, seit der mit diesem Namen verbundene Glaube zur Staatsreligion des Römischen Reiches wurde? Ist es nicht schwierig gewesen, das Anstößige dieses Namens zu erhalten, als die Kirche die herrschende soziale Gruppe wurde? Wie konnte eine angesehene Kirche noch den gekreuzigten Christus predigen? Der Name Jesus Christus ist nicht mächtig im Sinne kaiserlicher Macht. Er ist ein »schwacher« und »törichter« Name (vgl. 1Kor 1,21-25)! ... Jesus Christus ist keine

schnelle Patent-Antwort. Wenn Jesus Christus die Antwort ist, dann so, wie seine Kreuzigung es zeigt.⁶

Hall weiter: »Die Kirche ... hat ihre Botschaft durch den Filter weltlicher Macht und Herrlichkeit laufen lassen.«⁷ In unserem Bemühen, die Welt durch beeindruckendes Auftreten zu gewinnen, haben wir die konfrontierende Sprache des Kreuzes gegen das Reden von Macht, Kraft, Erfolg und Sieg im Stile der Werbung eingetauscht. Aber die eigentliche Macht des Glaubens ist eine Macht, die die Welt Schwachheit nennt, und der Sieg des Glaubens ist ein Sieg, den die Welt als Niederlage bezeichnet.⁸

Der Christus, dem wir folgen möchten, wurde »durch Leiden vollkommen ... gemacht« (Hebr 2,10). Wir dagegen wollen lieber Vollendung durch Erfolg. Aber was Gottes Gnade selbst bei Christus nicht tat, wird sie auch bei uns nicht tun – uns das Leiden ersparen.

Nicht werbewirksam

Jesus war schonungslos ehrlich. Er ließ seine Jünger nie im Ungewissen darüber, was auf sie wartete; er blendete sie nicht mit großen Versprechungen von Reichtum, Ehre und Macht. Stattdessen sprach er von Kreuz und Selbstverleugnung, von Verfolgung und Spott, vom Verlieren, um zu finden, und vom Sterben, um zu leben. Nie versprach er seinen Jüngern ein Schlafraffenland.

Hören wir, wie er in Johannes 21 Simon Petrus erneut zum Dienst beruft. Der auferstandene Herr hat mit seinen Jüngern ein Mahl aus Brot und Fisch, das er selbst zubereitet hat, ein-

6 Douglas John Hall, *God and Human Suffering* (Minneapolis: Augsburg Publishing House, 1986), S. 105.

7 Ebd., S. 106.

8 Ebd., S. 107.

genommen und lädt nun Petrus zu einem kleinen Spaziergang ein. Während sie gehen, fragt er plötzlich:

»Simon, Sohn Jonas, liebst du mich mehr als diese?« Er spricht zu ihm: »Ja, Herr, du weißt, dass ich dich lieb habe.« Er spricht zu ihm: »Weide meine Lämmer« (Vers 15).

Das geht dreimal so, und dann kommt Jesus richtig zur Sache: »Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Als du jünger warst, gürtetest du dich selbst und gingst, wohin du wolltest, wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürteten und hinbringen, wohin du nicht willst« (Vers 18).

Der Evangelist erklärt uns in Vers 19, dass Jesus mit diesen Worten andeutete, »mit welchem Tod er Gott verherrlichen sollte«.

Und nachdem Jesus das gesagt hat, sagt er zu Petrus: »Folge mir nach!«

Ich habe hier an den Rand meiner Bibel geschrieben: »Nicht sehr werbewirksam«.

Jesus hätte doch sagen können: »Petrus, wenn du mir nachfolgst, wirst du weltberühmt. Du wirst die Pfingstpredigt halten, du wirst einen Teil der Bibel schreiben, und du wirst die Tür zur Heidenmission aufstoßen.« Das nenne ich Werbung!

Aber alles, was Jesus Petrus versprach, war der Märtyrertod.

Vor einigen Jahren überarbeitete die Gemeinde, zu der ich gehöre, ihr Gesangbuch. Etliche neue Lieder wurden aufgenommen, einige alte weggelassen. Zu den weggelassenen gehörte eines meiner Lieblingslieder: »Jesus, I My Cross Have Taken«. Kennen Sie es? Die erste Strophe lautet im Deutschen etwa so:

Herr, mein Kreuz, ich nehm' es auf mich,
dir zu folgen, dir allein;
Armut, Spott und Hohn erkauf' ich,
du sollst mir mein Alles sein.

Weg, ihr Schätze dieser Erde,
eitle Träume, nicht'ger Tand!
Herrlich ist mein Himmelserbe,
Jesus reicht mir seine Hand.

Und in den anderen Strophen kommen Wendungen vor, wie z. B.: »Lass die Welt mich frech verachten«, und: »Wenn auch Feind und Freund mich meiden«.

Ich ging zu einem Mitarbeiter des Ausschusses, der für die Revision des Gesangbuchs verantwortlich war, und fragte ihn, warum man dieses Lied herausgenommen hatte. Seine Antwort: »Wir fanden, dass es ein schlechtes Selbstbild vermittelt und zu Minderwertigkeitsproblemen beitragen kann.«

Mit anderen Worten: Es war nicht werbewirksam genug.

Ausweichen oder aushalten?

Wir sind alle gut im Ausweichen. Aber Aushalten? Wer will das schon, wenn man auch ausweichen kann? Und so versuchen wir wacker, aus dem christlichen Glauben eine Fluchtstrategie zu machen. Aber wenn ich Jesus nachfolgen will, dann darf ich nicht vergessen, dass er selbst nicht die Flucht, sondern das Ausharren gewählt hat. Er hätte fliehen können, aber er tat es nicht. Wir können nicht fliehen, aber indem wir es dennoch versuchen, setzen wir unser Leben aufs Spiel. Und je mehr unsere Gedanken um das Ausweichen kreisen, umso weniger Kraft haben wir zum Aushalten.

Noch einmal: Glaube ist nicht notwendigerweise die Macht, die Dinge so zu machen, wie wir sie haben wollen; er ist vielmehr der Mut, ihnen so ins Auge zu sehen, wie sie sind.

Wie war das noch, als der schlafende Jesus und seine Jünger im Boot von einem Sturm überrascht wurden? (Das können Sie in Markus 4,35-41 nachlesen.) Die Jünger weckten Jesus und schrien: »Liegt dir nichts daran, dass wir umkommen?« Darauf-

hin tat Jesus zwei Dinge: Er stillte den Sturm und tadelte die Jünger wegen ihres Kleinglaubens. Aber nicht, weil ihr Glaube zu klein war, um selbst den Sturm zu stillen. Vielmehr hatten sie nicht genug Glauben, um mitten in dem Sturm ruhig zu bleiben, besonders angesichts der Tatsache, dass Jesus mit im Boot war.

Dass mich niemand missversteht: Ich werbe hier nicht für passive Resignation. Wenn ich ein Problem beheben kann, dann sollte ich das tun. Wenn ich Kopfschmerzen habe, nehme ich eine Tablette. Resignation bedeutet, dass ich aufgebe, mich in ein Schneckenhaus des Selbstmitleids zurückziehe und gar nichts Gutes und Sinnvolles mehr in meiner Lage sehen kann. Ich gebe das Leben auf und fürchte es mehr als den Tod.

Sinn im Leiden? Dort, wo ein Mensch die Situation, die sein Leid hervorbringt, nicht ändern kann, kann er immer noch seine Einstellung zu ihm wählen.

»Ich habe Gott gesehen«

Als Jakob am nächsten Morgen forthinkt, nennt er den Ort seines unheimlichen Kampfes *Pniel* (»Angesicht Gottes«), denn, so sagt er: »Ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen, und meine Seele ist gerettet worden!« Er hätte ihn auch »Ort des Ringens« oder »Schmerzensort« nennen können, was völlig korrekt gewesen wäre. So nennen wir ja manchmal die Kämpfe unseres Lebens, und das sagt einiges über uns aus.

Wir können diese unheimlichen Begegnungen nur *Pniel* nennen, wenn wir sehen, was wirklicher Glaube ist:

- Er ist die Weisheit, in scheinbarem Abfall Schätze zu erkennen.
- Er ist der Mut, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, und nicht so, wie wir sie gern hätten.
- Er ist die Kühnheit, diese Dinge wie ein Ringkämpfer zu packen und zu sagen: »Ich lasse dich nicht los, es sei denn, du

segnest mich« – und so aus unserer größten Schwäche unsere größte Kraft werden lassen.

Dann, und nur dann, werden diese »Dinge« Treibstoff für unsere Glaubensreise und Steine zum Bau eines Lebens in der Nachfolge Christi werden.

KAPITEL 7

Von Weizen und Unkraut

»Ich lasse dich nicht los, es sei denn, du segnest mich!«

Der Schrei eines verletzten Menschen, dem der Schlag des Engels die Hüfte ausgerenkt hat und der doch seinen Angreifer nicht loslässt. Der Aufschrei eines Verzweifelten, der gegen allen Schmerz sich weigert, den Engel loszulassen, solange der Engel den Segen nicht losgelassen hat, den er sucht. Überall, wo Menschen so hartnäckig und verzweifelt Gottes Angesicht suchen, ist dies das Ergebnis: »Und er segnete ihn dort.«

Etwas fällt bei diesem Segen auf. Dies ist das einzige Mal in der Bibel, wo jemand Gott einen Segen gleichsam abtrotzt. Dies ist höchst ungewöhnlich; normalerweise wird ein Segen ja aus freien Stücken gewährt.

Aber diesen Segen musste Jakob sich buchstäblich erkämpfen. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass er sich etwas erkämpfen musste. Jakob war immer der Raffinierte gewesen, der sich durch cleveres Taktieren holte, was er wollte. Aber Gott kann er nicht austricksen.

Doch in ebenjenem Augenblick, in dem der Engel ihn segnet, gibt er ihm auch den Schlag auf die Hüfte, der ihn für den Rest seines Lebens hinken lässt.

Jakob bekam, was er wollte – und damit auch etwas, das er nicht wollte. Gutes und Schlechtes liefen parallel und erreichten ihn gleichzeitig.

Probe oder Ernst?

Ich habe das Leben lange durch eine Zerrbrille betrachtet. Ich schaute mir mein Leben an und sagte mir: *Na, da ist einiges Gutes drin, aber auch eine Menge Schlechtes. So kann das nicht richtig sein.*

Ich mache jetzt einfach mal eine Pause und warte ab, bis der Regen vorbei ist; danach gibt's bestimmt nur noch Sonnenschein, und dafür ist das Leben doch schließlich da.

Sie fühlen sich nicht angesprochen? Haben Sie noch nie versucht, Ihr Leben auf Eis zu legen? *Wenn ich die Schule abgeschlossen habe, wenn die Kinder aus dem Haus sind, wenn ich meine Ausbildung fertig und meinen Traumjob bekommen habe, dann ...*

Die meisten Menschen tun so, als sei ihr Leben nur eine Probe, und wenn sie vorbei ist, dann wird das »richtige« Leben anfangen. Aber jemand hat dazu gesagt: »Das Leben ist das, was mit uns passiert, während wir auf das Leben warten.«

Wir idealisieren das Leben. Wenn Gott wirklich unser Leben lenkt, dann kann es doch nur eitel Sonnenschein werden. Denken wir. Aber Lewis Smedes sagt dazu: »Vergessen wir nicht, dass wir immer wieder ›trotz allem‹ dankbar sind. Zum Silberstreifen am Horizont gehört immer eine Regenwolke.«⁹

Das Geheimnis von Gut und Böse

Kennen Sie das Gleichnis Jesu vom Unkraut im Weizen (Mt 13,24-30.36-43)? Ein Bauer sät Weizen auf sein Feld. In der Nacht kommt sein Feind und sät Unkraut dazwischen. Die Knechte merken, was geschehen ist, und fragen ihren Herrn: »Willst du denn, dass wir hingehen und es zusammenlesen?« *Klar, was sonst? Unkraut muss man ausreißen.* So denken wir.

Aber ihr Herr gibt eine überraschende Antwort: »Nein, damit ihr nicht etwa beim Zusammenlesen des Unkrauts zugleich mit diesem den Weizen ausrauft. Lasst beides zusammen wachsen bis zur Ernte.«

Jesus spricht hier eines der größten Geheimnisse des Lebens an: das Geheimnis von Gut und Böse. Als die Knechte das Un-

9 Lewis B. Smedes, *A Pretty Good Person* (San Francisco: Harper & Row, 1990), S. 20.

kraut sahen, war ihre erste Frage: »Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn Unkraut?«

Und das ist doch unser aller Aufschrei: »Wo kommt dieses Böse her? Ich habe doch in meinem Leben, in meiner Familie und in meinen Kindern guten Samen gesät. Wo kommen all diese elenden Enttäuschungen und all dieses Leid her? Warum wird mein Leben so vom Bösen überwuchert?«

Und wir schreien weiter, noch lauter: »Wieso tut Gott nichts dagegen? Weshalb schaut er zu, wie diese Giftranken alles zu ersticken drohen?«

Das Geheimnis von Gut und Böse liegt genau hierin: Sie sind miteinander vermischt. Das ist der springende Punkt in diesem Gleichnis Jesu.

Überlasse Gott das Urteilen

»Lasst beides zusammen wachsen«, sagt Jesus. »Mitten unter den Weizen« hat der nächtliche Feind das Unkraut gesät; der hier verwendete griechische Ausdruck verdeutlicht: Die Wurzeln von Unkraut und Weizen sind so ineinander verheddert, dass man beim Ausreißen des Unkrauts unweigerlich den Weizen mit ausreißen würde. Wir könnten das Böse nicht ausrotten, ohne das Gute mit zu vernichten. Wir müssen bis zur Ernte warten, wenn alles abgeschnitten und anschließend das Unkraut vom Weizen getrennt wird.

Seien wir uns darüber im Klaren: Gott entgeht nichts, was auf dem Feld geschieht. Es ist *sein* Feld, er weiß, wie er es zu bestellen hat. Er wird sich zu seiner Zeit auch mit dem Unkraut befassen.

Ich schreibe dies nur zögernd, aber es scheint wirklich so zu sein: *Der einzige Grund, warum wir nach Jesu Worten das Unkraut (das Böse) nicht ausreißen sollten, besteht darin, dass wir den Weizen (das Gute) mit ausreißen könnten.* Wir sind einfach nicht immer in der Lage, Gut und Böse genau auseinanderzuhalten. Wir nei-

gen zu voreiligen Urteilen. Jesus sagt uns klipp und klar, dass wir das Urteil Gott überlassen sollen: Er selbst wird es fällen, am Ende der Zeit.

Kennen Sie diese Liedstrophe?

Es ist ein Born, draus heil'ges Blut
für arme Sünder quillt,
ein Born, der lauter Wunder tut
und jeden Kummer stillt.

Oder das folgende Lied mit dem Originaltitel »O for a Closer Walk with God« (»Gott, zieh mich näher hin zu dir«)?

Wo ist der ersten Liebe Glut,
als ich den Heiland fand,
als ich mich barg in seiner Hut,
sein Wort an meiner Hand?

Wo ist der Friede, den ich fand
so tief in meinem Herz?
Die ganze Welt und all ihr Tand
nicht stillen kann den Schmerz.

O Heil'ger Geist, komm neu herbei
mit deiner heil'gen Lieb'!
Ich hass die Sünd', die uns entzweit
und dich aus mir vertrieb.

William Cowper, der große englische Kirchenliederdichter des 18. Jahrhunderts, schrieb diese Verse.

Er schrieb auch das Lied »God Moves in a Mysterious Way, His Wonders to Perform« (»Gott lässt oftmals geheimnisvoll sein

Wunderwerk gescheh'n«). Er schrieb es kurz vor seinem zweiten Selbstmordversuch.¹⁰

Moderne Psychiater haben Cowpers Zustand als manisch-depressiv diagnostiziert. Sein ganzes Leben lang – vor wie nach seiner Bekehrung – fiel der Dichter immer wieder in schwerste Depressionen; er selbst nannte sie »Wahnsinn«.

Das letzte Viertel seines Lebens lebte er völlig zurückgezogen und betrat keine Kirche mehr. Eine Autorin schreibt jedoch dazu: »Seine Lieder waren da. Und sie sind immer noch da – Zungen für den Schmerz des Zweifelnden, des Schwachen, des Leidenden. Jedes Mal, wenn ich sie höre, muss ich den Mann bewundern, der trotz allem weiterschrieb.«¹¹

Gutes und Böses parallel.

Freude durch Leid

Oder George Matheson. Kennen Sie seine Geschichte? Er war ein begabter junger Mann, dessen Zukunft in den hellsten Farben leuchtete. Aber dann begann er, sein Augenlicht zu verlieren. Seine Verlobte, die nicht für den Rest ihres Lebens an einen Blinden gebunden sein wollte, löste die Verlobung. Aus seinem zerbrochenen Herzen heraus schrieb Matheson:

O abgrundtiefe Liebeshand,
dir geb' ich mein zerbroch'nes Herz,
dem Meer der Liebe, das mich fand,
das mich hinträgt zum Friedensstrand,
wo stille wird der Schmerz.

10 Virginia Stern Owens, »The Dark Side of Grace«, in: *Christianity Today*, 19. Juli 1993, S. 32-35.

11 Ebd., S. 35.

Aber mein Lieblingsvers ist dieser hier:

O Freude, die durch Leid mir spricht,
ich öffne dir mein Herze weit.
Ich ahn' im Wolkenkleid das Licht
und halt' mich an die Zuversicht:
Der Morgen stillt das Leid.

Freude durch Leid. Licht hinter den Wolken. Gutes und Böses nebeneinander. Ja, es ist wahr. »Auch unsere eigenen besten Worte und Taten müssen wir immer wieder aus dem Gestrüpp unserer innersten Motive herausziehen.«¹²

In einer Stadt des Mittleren Westens der USA traf ich vor einigen Jahren ein Ehepaar, das mir eine Geschichte erzählte, die nur zu häufig, aber deswegen nicht weniger schmerzlich ist. Ihre Tochter verliebte sich in einen jungen Mann, dessen Charakter ihnen nicht geheuer war. Sie taten, was gute Eltern in einem solchen Fall tun: Sie versuchten, ihre Tochter vor ihrem Zukünftigen zu warnen, und rieten ihr, das Verhältnis zu beenden. Darauf reagierte sie so wie die meisten Töchter: Sie schlug die Warnungen in den Wind und heiratete den jungen Mann. Leider hatten ihre Eltern ihn richtig eingeschätzt: Mehrere Jahre und zwei kleine Kinder später verließ er sie.

Sie weinten, als sie mir erzählten, was ihre Tochter an Schmerz, Enttäuschung und Demütigung alles mitgemacht hatte. Es ging mir an die Nieren.

Als ich dann wieder in meinem Auto saß, versuchte ich mir vorzustellen, wie das wäre, wenn ich den Lebenskalender dieses Ehepaars einfach zurückzustellen könnte. Ich würde zu diesem Mann und dieser Frau sagen: »Leute, Gott hat mir die Macht gegeben, das ganze Elend ungeschehen zu machen. Ich kann die Uhr so zurückstellen, dass eure Tochter nie diesen jungen Mann trifft, sich nie in ihn verliebt, ihn nicht heiratet und nicht von ihm

¹² Ebd.

sitzen gelassen wird. Ich kann es hinbekommen, dass es all diese Not und Tränen nie gegeben hat. Wollt ihr das? Ihr braucht nur Ja zu sagen, und ich mache es sofort.

Ach ja, das muss ich natürlich auch erwähnen: Wenn ich dieses schreckliche Drama auslösche, müsst ihr natürlich auch eure beiden Enkelkinder aufgeben.

Oh – das erschreckt euch? Ja, nun, ihr könnt natürlich nicht beides zugleich haben. Wenn eure Tochter diesen jungen Mann gar nicht kennengelernt hat, bekommt ihr natürlich auch nicht diese beiden Enkel.

Ihr wollt endlich dieses Elend loswerden? Klar, natürlich, wird gemacht. – Aber die Enkelkinder wollt ihr behalten? Also, wie ich schon sagte, beides zusammen geht nicht, wirklich nicht, ihr müsst euch schon entscheiden. Also – wie wollt ihr es haben?«

Ich bin selbst kein Großvater und kann hier vielleicht nicht voll mitreden. Aber viele, viele Großväter und Großmütter haben mir versichert, dass sie es niemals vorziehen würden, ihre Enkelkinder zu missen – egal, wie groß der Schmerz ist.

Wie können wir behaupten, dass das, was in dieser Familie geschah, ganz und gar böse war, wenn zwei kostbare Kinder daraus entsprungen sind, für die man sich in seinem Leben aufopfern möchte? Gut und Böse parallel zueinander ...

Am Morgen danach

Die Sonne steigt am Morgenhimmel empor. Jakobs Frauen und Kinder stehen erwartungsvoll am Ufer des Jabbok.

Die lange Nacht des Wartens ist vorbei. Plötzlich ruft jemand: »Da kommt er!«

Ja, da kommt er. Jakob wadet durch die Furt. Aber was ist das? Er hinkt!

»Sieht nicht gut aus«, sagt jemand. »Er ist wohl im Dunkeln gestolpert und hat sich das Bein verrenkt.«

Jakob kommt langsam näher, und es sieht wirklich nicht gut aus. Seine Kleider sind verdreht und zerrissen, das Haar zerzaust, auf den Wangen hat er blaue Flecke. Er sieht aus wie ein Boxer nach dem K.o.

Sie rennen zu ihm. »Jakob! Jakob! Was ist passiert?«

Jakobs Augen strahlen. »Oh, ich bin gesegnet worden.«

Kopfschüttelnd schauen sie ihm nach, wie er weiterhinkt, als er sich an die Spitze des Zuges setzt. Einer flüstert: »Das soll ein sieghafter Mann sein?«

ZWEITES BUCH
DIE STIMMEN DES SCHWEIGENS

ERSTER TEIL

OHNE ANTWORTEN LEBEN – DER SCHWEIGENDE GOTT

*Ein schwaches Rosa kriecht im Osten hoch,
hinter dem spitzen Grau der Fragenwand,
als ob versteckt des Hohenpriesters Haupt
zu leuchten anfängt hinter fester Tür:
Gleich kommt der goldnen Schwingen voller Glanz!
Er kommt nicht. Und ich stolpre weiter fort
zum Tag des Herrn, der ach so langsam kommt.*

George MacDonald

*Wenn ich Gott diese Fragen vorlege, bekomme ich keine Antwort.
Aber »keine Antwort« in einem ganz besonderen Sinne.
Nicht die hart verschlossene Tür, sondern mehr ein stilles,
barmherziges Auge, das mich anblickt. So, als ob Gott ... mir sagt:
»Still, Kind, das verstehst du jetzt nicht.«*

C. S. Lewis

KAPITEL 8

Warum?

Meine erste Begegnung mit panischer Angst hatte ich fünf Tage nach Weihnachten 1984.

Wir waren zu Besuch bei meiner Schwiegermutter, und da sie schon sechs andere Gäste hatte, übernachteten wir in einem nahe gelegenen Motel. An unserem letzten Abend fuhren wir gegen Mitternacht in das Motel zurück. Ich setzte meine Frau, die Tochter und die Schwiegertochter (unser Sohn war schon vorgefahren) in der Lobby ab und fuhr das Auto auf den hell erleuchteten Parkplatz hinter dem Gebäude. Ich fand nach etwas Suchen einen freien Platz, stellte den Wagen ab und holte zwei kleine Taschen aus dem Kofferraum. Ich schloss den Kofferraumdeckel gerade wieder, als hinter mir ein Wagen mit zwei Männern anhielt. Der Beifahrer stieg aus und kam in einer Whisky-Wolke auf mich zu. Als er seinen Mund aufmachte, konnte ich ihn kaum verstehen, aber offenbar wollte er wissen, wie er zu einer bestimmten Straße in der Innenstadt kam. Nanu, so etwas fragte man doch keine Motel-Gäste! Und hatte ich den Wagen nicht vorhin schon um das Motel herumfahren gesehen, als ich meinen Parkplatz suchte? Alarmstufe eins.

»Tut mir leid, ich bin auch nicht von hier«, sagte ich und marschierte auf den Hintereingang des Hotels zu.

Der Mann kam hinter mir her und packte mich am Arm. »Die Taschen her!«

Ich schüttelte ihn ab und rannte weiter. Er packte mich wieder, riss mich herum und zeigte mit seiner linken Hand auf meinen Kopf. In der Hand war ein Revolver.

»Taschen her!«, wiederholte er.

Sein Komplize, der am Steuer sitzen geblieben war, brüllte irgendetwas. Dann verstand ich die Worte: »Leg ihn um! Leg ihn um!«

Der Mann mit dem Revolver griff nach meinen Taschen. »Ich knall' dich ab«, sagte er.

Ich wich kopfschüttelnd zurück. Wachte oder träumte ich? Meinte der das wirklich ernst? So schnell ging es im Fernsehen doch nie, der machte sicher nur einen Witz!

Aber da stieß er mich schon gegen ein geparktes Auto. Ich stolperte und landete, die Taschen immer noch in der Hand, platt auf dem Rücken. Ein Blitz und ein Knall, und scharf rechts von meinem Kopf schlug die Kugel in das Pflaster ein. Ich weiß noch, wie ich dachte: *Aha, eine 22er.*

Wenn dieser Bursche mich wirklich umlegen wollte, kämpfte ich wohl besser um mein bisschen Leben. Ich ließ die Taschen los und packte den Revolver. Einen Augenblick lang dachte ich, ich hätte ihn. Aber selbst mit seiner Whiskyladung im Gehirn war der andere stärker als ich, und seine strategische Position – ich auf dem Boden, er über mir – entschied zu seinen Gunsten. Er riss die Waffe fluchend zurück und schrie, vor Wut zitternd: »Ich mach' dich kalt, du, du ...« Worauf mein einziger Gedanke war: *O Herr, soll ich auf einem Holiday-Inn-Parkplatz sterben?* Nein, nichts Erbauliches, auch keine Vision von einem geöffneten Himmel, mit einem Engelschor, der »Näher, mein Gott, zu dir« sang. Noch nicht einmal der obligatorische Kurzfilm meines gesamten Lebens.

Das Gesicht des Ganoven hing über mir, die Pistole wies auf den Punkt zwischen meinen Augen. »Ich mach dich kalt«, wiederholte er.

In einer Ur-Schreckensgeste schlug ich die Arme vor mein Gesicht, presste meine Augen zusammen und wartete.

Nichts. Ich öffnete die Augen wieder und sah, wie der Mann die Pistole senkte, die Taschen hochnahm und zurück zu dem Auto rannte. Ich rappelte mich gerade hoch, als ich hörte, wie sein Komplize am Steuer sagte: »Geh zurück und knall ihn ab!« Ich mochte diesen Komplizen immer weniger.

Der Mann mit der Pistole murmelte etwas, warf meine Taschen in den Wagen und kam zurückgerannt. Ich wusste, dass

ich es nicht bis zur Tür des Hotels schaffen würde. Ich warf mich hinter den nächsten Wagen und machte mich so klein wie möglich.

Auf halbem Weg zu mir blieb er abrupt stehen, wirbelte herum und rannte zurück zu seinem Komplizen. Ich hörte, wie die Autotür zuschlug und der Wagen mit quietschenden Reifen wegfuhr. Irgendjemand in dem Motel hatte den Schuss gehört, war zum Fenster gerannt und trommelte gegen die Scheibe. Offenbar wollte der verhinderte Mörder keine Zeugen. Dieser Zeuge hat mein Leben gerettet.

Als die Ganoven ein halbes Jahr später vor Gericht standen, erklärte der Staatsanwalt der Jury: »Mr. Dunn wäre heute nicht unter uns, wenn der Angeklagte ein besserer Schütze gewesen wäre.«

Das fand ich auch.

Später sagte ich zu einem Freund: »Gott sei Dank, dass der Knabe ein so miserabler Schütze war.«

»Er war kein miserabler Schütze«, antwortete mein Freund. »Das hatte nichts damit zu tun. Gott hat dich beschützt.«

Wohl wahr.

Ein anderer Freund meinte: »Dein Schutzengel hat auf deiner Schulter gesessen und die Kugel abgelenkt.«

Auch wahr.

Aber wenn ich dann an einen Freund und seine Frau denke, die vor einigen Jahren in ihrem eigenen Wohnzimmer von Einbrechern erschossen wurden, bohrt sich eine höchst unfrome Frage durch meinen Kopf und zerreißt meine ganzen schönen Erklärungen: Wo waren denn *ihre* Schutzengel? Warum hat Gott *sie* nicht beschützt?

Die altbekannte Frage

Wenn das ersehnte Wunder, worum wir so gebetet haben, nicht kommt – dann taucht sie auf, die Frage der schlaflosen Nächte: *Warum?*

Machen wir uns nichts vor: Das Leben ist nicht fair. Wir leben in einer ungerechten Welt. Tagtäglich sehen wir uns mit den elementaren Mächten und fundamentalen Kräften der menschlichen Existenz konfrontiert, »den dunklen Rätseln des Lebens«. Die Frage, warum das alles so ist, lässt uns nicht los. »Kein Wasserschwall von Reden, sondern nur ein Worttröpflein von fünf Buchstaben ist diese Frage: ›Warum?‹ Diese Frage kann die tödliche Wunde unserer Seele werden.«¹³

Die Frage ist furchtbar, schmerzlich, unausweichlich – und völlig normal.

Ich sage hier nichts Neues. Zu allen Zeiten haben Leidende mit diesem finsternen Feind gekämpft. In Psalm 37 klagt der Dichter bitter über die Bösen in der Welt, denen ihre Taten und Pläne gelingen. Und in Psalm 73,3 heißt es: »Ich beneidete die Übermütigen, als ich das Wohlergehen der Gottlosen sah.«

Ich habe junge Väter und Mütter beerdigen müssen, prächtige Menschen und Christen, die plötzlich aus dem Leben gerissen wurden. Angesichts dessen habe ich mich gefragt, was das für eine Welt ist, in der so viele andere, die böse und rücksichtslos sind, ohne Sorgen alt und grau werden.

Jorie Graham verspürte im Kampf gegen den Krebs den gleichen hilflosen Zorn:

Warum ich, und nicht der Kerl eine Straße weiter, der Alkoholiker ist und Frau sowie Kinder schlägt? Warum ich, und nicht mein machtlüsterner Abteilungsleiter? Warum ich, in meinen besten Jahren ... und nicht die wirklich bösen Menschen in dieser Welt?¹⁴

13 Helmut Thielicke, *Das Schweigen Gottes* (Wuppertal: Brockhaus, 1979), S. 28.

14 Jorie Graham, »Anger as Freedom«, in: David und Pauline Rabin (Hg.), *To Provide Safe Passage* (New York: Philosophical Library, 1985), S. 70.

Eins zu null für die Atheisten

C. S. Lewis war vor seiner Bekehrung Atheist. Später schrieb er, dass er seinen Finger auf die Ungerechtigkeit in der Welt gelegt und entsprechend argumentiert hätte, wenn ihn damals jemand gefragt hätte, warum er nicht an Gott glaubte.

Die Atheisten haben eigentlich ein ganz gutes Argument. Die »Warum«-Frage war schon immer unbequem – es gibt einfach keine Antwort. Sie ist das schwarze Schaf unserer Gedanken, das *Enfant terrible* für den Rest der Familie.

Es sind nicht die Alltagsprobleme, die unser kleines Lebensparadies in ein Schlachtfeld verwandeln; es sind die Hinterhalte des Daseins. Wir sind einfach nicht vorbereitet auf die plötzlichen Zickzack-Kurven unserer Lebensautobahn. Eben glaubten wir noch, das Lenkrad jetzt endlich fest im Griff zu haben, und dann werden unsere Hände taub und unsere Ausrufezeichen verwandeln sich in Fragezeichen. Das Unerwartete und das Unklärliche – das ist es, was uns aus dem Gleichgewicht wirft.

In den nächsten beiden Kapiteln will ich versuchen, mein Gleichgewicht wiederzufinden. Ich bitte Sie: Kommen Sie mit!

KAPITEL 9

Warum ich?

Zu Weihnachten 1972 schenkte ich meiner Frau eine goldene Armbanduhr. Auf der Rückseite war eingraviert:

Für Kaye, in Liebe
1972
»Es war ein gutes Jahr.«

Ich wusste noch nicht, dass es für eine ganze Weile das letzte gute Jahr gewesen war, das wir gehabt hatten.

In den ersten Monaten des Jahres 1973 merkten wir, dass mit unserem 15-jährigen Ronnie etwas nicht in Ordnung war. Er schien auf einmal ein ganz anderer zu sein als der Sohn, den wir bisher gekannt hatten. Seine Leistungen in der Schule ließen nach, und er wurde unerklärlich launenhaft: Am einen Tag fühlte er sich wie der große King, am nächsten war er unzugänglich, wütend sowie reizbar, und am dritten mochte er sich selbst nicht leiden, weil er sich so daneben benommen hatte.

Wir begriffen nicht, was da mit unserem Sohn vor sich ging. Anfangs dachte ich, das Problem habe etwas mit seinem Glauben zu tun. Fast drei Jahre lang sollten wir um Ronnie kämpfen und für ihn beten – aber es wurde immer schlimmer.

Als er einen Selbstmordversuch machte, ließen wir ihn zwei Wochen lang in der psychiatrischen Abteilung eines Krankenhauses untersuchen. Die Diagnose: Ronnie war manisch-depressiv – eine seelische Störung, die durch ein chemisches Ungleichgewicht im Gehirn verursacht wurde, das ihn immer wieder in die tiefsten Depressionen stürzte. Es war ein ständiges Auf und Ab zwischen »himmelhoch jauchzend« und »zu Tode betrübt«.

Der Arzt verschrieb ihm ein neues »Wundermedikament«, und es ging ihm sofort besser. Eine meiner vielleicht schönsten

Erinnerungen geht zurück auf einen Tag, wo Ronnie endlich begriff, dass er krank war und dass seine Stimmungsschwankungen nicht seine Schuld waren.

Endlich wussten wir, was mit ihm los war. Und jawohl, es gab sogar eine Medizin dafür. Kaye und ich beteten mit neuer Energie. Wir hatten keine Zweifel, dass Gott Ronnie heilen würde; wir waren überzeugt, dass er uns eine ganze Reihe von Verheißungen gegeben hatte. Ich wusste einfach: Eines Tages würde auch er Pastor werden und sein Leben lang Gott dienen. Unser Albtraum war vorbei.

Das war im August 1975. Drei Monate später, am amerikanischen *Thanksgiving Day* (Erntedanktag), nahm Ronnie sich das Leben.

Der Arzt hatte uns gewarnt: Wenn Patienten wie Ronnie sich oft so gut fühlen, dass sie ihre Medizin nicht mehr regelmäßig nehmen, aber das Gleichgewicht der verschiedenen Stoffe im Blut äußerst labil ist, kann eine einzige ausgelassene Dosis die Katastrophe bedeuten. Und so legte Kaye ihm jeden Morgen die Tagesdosis hin, damit er sie mit in die Schule nehmen konnte (die Tablettenröhrchen selbst durfte er nicht mitnehmen). Zweio- oder dreimal fand sie, als sie sein Hemd in die Waschmaschine steckte, die Tabletten noch in der Brusttasche.

An einem kalten, grauen Dezembernachmittag versammelten sich ein paar Freunde und Verwandte mit uns um den grauen Sarg, der die sterblichen Überreste von 18 Jahren Lachen und Tränen, Dreirädern und Baseballschlägern, Hoffnungen und Enttäuschungen, kurzen Hosen und Fahrstunden enthielt. Und als der Sarg langsam in das Grab hinabgelassen wurde, begrub ich mit ihm ein halbes Leben einfacher Antworten und ungestellter Fragen – bis auf die eine Frage: *Warum?* Ich versuche immer noch, sie zu begraben.

Nach einer solchen Tragödie haben die Hinterbliebenen nicht nur die Last der »normalen« Trauer zu tragen; sie müssen sich auch noch mit den Schuldgefühlen und dem Stigma herumschlagen, die dem Selbstmord nun einmal anhaften.

Eine Mutter schrieb über den Selbstmord ihres Sohnes:

Alles, was ich denken konnte, war: »Wenn du so ein richtiger Versager sein willst, dann lass dein Kind Selbstmord begehen.« Es ist immer furchtbar, ein Kind zu verlieren, und ich habe wirklich ein Herz für solche Eltern. Kein Selbstvorwurf der Welt (Ich hätte das Kind »nicht rechtzeitig« zum Arzt gebracht ... Ich hätte es nicht vor dem Krebs, dem betrunkenen Autofahrer oder vor was auch immer schützen können ...) ist jedoch so aufwühlend und seelenzerreißend wie das Bewusstsein, dass mein Kind das Leben, das ich ihm gab, nicht aushalten konnte.

Und dann gibt es natürlich jene gefühllosen Zeitgenossen wie den Mann, der mich fragte: »Glauben Sie, dass Selbstmörder in die Hölle kommen?«

Und da war noch etwas, das Ronnies Tod so besonders schmerzlich machte. Mehrere liebe Freunde hatten damals ebenfalls ihre Probleme mit ihren Teenagern; einige waren sogar wegen Drogen mit dem Gesetz in Konflikt gekommen. Daher hatten sich diverse Familien zu einer Leidens- und Glaubensgemeinschaft zusammengeschlossen, in der alle fest davon überzeugt waren, dass Gott unseren Glauben und unsere Gebete beantworten würde.

Der Einzige, der es nicht schaffte, war Ronnie. Die anderen brachte Gott wieder zurecht; nur unsere Gebete schien er überhört zu haben. Ich muss gestehen, dass es mir schwerfiel, mich mit den anderen Familien mitzufreuen, als ihre verlorenen Söhne und Töchter heimkehrten. Einmal ging ich nicht ans Telefon, als ein lieber Freund mir erzählen wollte, wie sein Sohn nach Hause zurückgekommen war und wieder zu Gott gefunden hatte. Ich wollte von niemandem Freudenbotschaften über dessen Sohn hören!

Anfangs versuchte ich natürlich, den »geistlichen« und »sieghaften« Christen zu spielen. Ich stellte Gott keine Fragen, war

»dankbar in allen Dingen« und rief gehorsam mein »Preist den Herrn«. Aber aus den Tagen wurden Wochen, aus den Wochen Monate, und ich begriff: Ronnie würde nie wieder nach Hause kommen. Ich fühlte mich verraten und verkauft. Die mit dem Trauerschock verbundene Betäubung ließ nach, und die Realität von Ronnies Tod hüllte mich ein wie ein dichter Nebel, bis der lang unterdrückte Schmerz und die Wut sich in einem »Warum, Gott?« entluden, wobei es mehr um eine Anklage als um eine Frage ging. Und in der Tat, das hebräische Wort für »Warum?« (es kommt am häufigsten in den Psalmen vor) ist »ein Aufschrei sowohl der Klage als auch des Protests. Es bringt das Problem menschlichen Leids vor Gott. Es fragt danach, warum und zu welchem Zweck Gott schweigt. Und es setzt voraus, dass dieses Leid ungerecht ist.«¹⁵

Aber wie ich auch schrie und bat – die einzige Antwort war ein Schweigen, das absolut und furchtbar war, ein Schweigen im Himmel.

Ich schreibe diese Zeilen nur zögernd. Meiner Ansicht nach ist Trauer Privatsache. Ich habe nicht entfernt die Absicht, mein Elend zur Schau zu stellen. Ich bin auch kein Spezialfall, der ganz besonderes Mitleid verdienen würde; viele andere haben den gleichen Kampf durchlitten, manche noch schlimmere Kämpfe. Wieso erzähle ich also meine Geschichte? Für Sie. Und für mich selbst.

Warum – immer wieder »Warum«?

William Miller trifft ins Schwarze, wenn er sagt:

Weil unser Bedürfnis nach Antworten so stark ist, werden wir, wo wir keine wirkliche Antwort, keinen Grund und keine Erklärung finden, uns selbst eine Antwort zurechtzimmern.

15 G. Tom Milazzo, *The Protest and the Silence* (Minneapolis: Fortress Press, 1992), S. 43.

Mag sie auch nüchterne Außenstehende nicht überzeugen – sie stillt unser Bedürfnis, und darauf kommt es an. Viele der »Antworten«, die die Menschen sich ausdenken, sind eigentlich nichts als Beschönigungen und Plattitüden – und trotzdem sind sie Erklärungsversuche und machen es so einfacher, den Verlust zu akzeptieren.¹⁶

Wir leben in einer Generation, wo jeder auf sein Recht pocht, informiert zu werden. Wir wollen alles wissen und alles erklärt bekommen. Diesbezüglich lassen sich die Medien nicht lumpen: Sie informieren uns über Jimmy Carters Hämorrhoiden, Ronald Reagans Dickdarm, George Bushs (sen.) Abneigung gegen Brokoli und Bill Clintons neuesten Haarschnitt. Im US-amerikanischen Kongress sind heute Untersuchungsausschüsse häufiger als neue Gesetze (was vielleicht ganz gut so ist). Die Privatsphäre scheint zum Dinosaurierzeitalter zu gehören.

Aber mögen auch noch so viele Journalisten, Politiker und sogenannte »Experten« unser »Recht auf Information« füttern, Gott hält sich nicht an diese Methode; er geht danach, welche Informationen gut für uns sind.

Doch wir fragen immer noch: Was finden wir denn so faszinierend und so heilsam daran, die »Warum«-Frage beantworten zu können? Ich möchte ein paar Gründe nennen.

Erstens: Jedes unbeantwortete »Warum?« stört *die Ordnung in unserem Leben*. Wir möchten so gern in einer Welt leben, in der alles ordentlich, eingeteilt, sinnvoll ist. Es muss für alles eine logische Erklärung, einen triftigen Grund geben.

So war es eigentlich immer schon. James Crenshaw schreibt: »Um das Leben erträglich zu gestalten, glaubten die Alten an ein geordnetes Universum, im Makrokosmos wie im Mikrokosmos. Die Welt war – innerhalb gewisser Grenzen – berechenbar, war sie doch dem Willen ihres Schöpfers untertan ... Solange sich diese Überzeugung von einer grundsätzlichen Ordnung im Uni-

¹⁶ William A. Miller, *When Going to Pieces Holds You Together* (Minneapolis: Augsburg Publishing House, 1976), S. 79-80.

versum hielt, war das Leben im Wesentlichen sinnvoll, auch wenn gelegentliche Störungen das Streben nach Glück zu einem unsicheren Unterfangen machten.«¹⁷

Die Anthropologen versichern uns, dass der Mensch vom Beginn seiner Geschichte an geglaubt hat, sein Leben kontrollieren zu können. Die Rituale des Menschen beruhten bereits vor Tausenden von Jahren auf dem Glauben, dass er durch die Opferung eines Tieres die Kraft oder den Geist dieses Tieres auf sich selbst übertragen konnte oder dass man die Kraft eines Feindes bekam, wenn man diesen skalpierte. Rituale und Altäre sollten das Leben beherrschbar machen. Ernest Becker schreibt: »Durch diese rituellen Handlungsweisen beabsichtigten die Menschen, die Herrschaft über die materielle Welt zu erlangen. Und zugleich wollten sie diese Welt durch ihre eigenen unsichtbaren Pläne und Vorhaben ... über den Verfall und Tod der materiellen Welt erheben.«¹⁸

Im Laufe der menschlichen Kulturgeschichte sind die Rituale und Altäre durch Wissenschaft und Maschinen abgelöst worden. Sie wurden die neuen Glücksbringer und Götter des Menschen, denen er vertraute. Das Einzige, was sie dabei feststellen konnten, war jedoch die Tatsache, dass Maschinen fehlbar sind und ihre Pannen haben. Sicherheit, ade!

Um die Kontrolle über das Leben wiederherzustellen, sind die Menschen vielfach zu Ritualen und Altären zurückgekehrt, wie dies in der modernen Spiritualität in all ihren Ausprägungen sichtbar wird. Manche wandten sich sogar dem (christlichen) Glauben und Gebet zu. Für viele Menschen geht es bei Glauben und Gebet nicht darum, Gottes Willen zu tun, sondern darum, wie wir *das Leben in den Griff bekommen*. Wenn man nur richtig glaubt und betet, so die Überlegung, kann man sich über die Leiden und Widerwärtigkeiten des menschlichen Lebens erheben.

17 James L. Crenshaw, »Introduction: The Shift from Theodicy to Anthropodicy«, in: James L. Crenshaw (Hg.), *Theodicy of the Old Testament* (Philadelphia: Fortress Press, 1983), S. 2.

18 Ernest Becker, *Escape from Evil* (New York: The Free Press, 1975), S. 7.

Wir verlangen nun einmal, dass unsere Welt »ordentlich« und beherrschbar ist. Es muss für alles eine logische Erklärung geben. Wenn unser Auto nicht startet, ist der Tank oder die Batterie leer. Wenn in unserer Wohnung die Lichter ausgehen, hat es einen Kurzschluss im Elektrizitätswerk gegeben, oder wir haben unsere Stromrechnung nicht bezahlt. Und wenn wir krank werden, diagnostiziert vielleicht ein »christlicher Fachmann«, dass wir gesündigt oder nicht genügend geglaubt haben.

Wir bestehen darauf, dass die Welt vernünftig, logisch und erklärbar zu sein hat. Das Leben darf kein kosmischer Würfelwurf, kein gigantisches Lotteriespiel sein. Es darf nicht am seidenen Faden eines launischen Schicksals hängen. Solch ein Weltbild gibt uns ein Stück Geborgenheit und bewahrt uns davor, verrückt zu werden.

Und dann kommt ein einziges unbeantwortetes »Warum?«, und alles gerät ins Rutschen.

Helmut Thielicke hat es so ausgedrückt:

... Das Leben geht so seinen Gang. Wir sehen immer wieder, dass Lügen kurze Beine haben, dass die Tüchtigen es zu etwas bringen und dass die Faulenzer schließlich unter den Schlitzen kommen.

Plötzlich aber geschieht etwas, das sich wie ein Achsenbruch in dieser gleichmäßig rotierenden Maschine des Lebens anhört. Wir stehen vor einem Widerspruch, mit dem wir nicht fertig werden ... Sind wir nicht überall von solchen Rätseln umgeben, die einen schwer loslassen, wenn man sie einmal entdeckt hat? Warum überfällt uns gerade in den höchsten Augenblicken des Lebens plötzlich die Angst vor der Vergänglichkeit?¹⁹

Ein zweiter Grund: Wenn wir eine logische Erklärung finden, *können wir verhindern, dass das Unglück sich wiederholt*. Es braucht

19 Helmut Thielicke, *Wie die Welt begann* (Stuttgart: Quell-Verlag, 1960), S. 184f.

nicht noch einmal zu passieren – insbesondere nicht in unserem Leben. Wir werden uns später noch die Heilung des Blindgeborenen in Johannes 9 anschauen. Bekanntlich fragen dort die Jünger den Herrn Jesus, wessen Sünde die Blindheit des Mannes verursacht hat – seine eigene oder die seiner Eltern. Ich habe oft wissen wollen, warum sie wohl diese Frage stellten. Vielleicht war es mehr als bloß theologische Neugierde. Vielleicht hatten sie irgendwo im Hinterkopf die Vorstellung, dass sie, wenn sie die Sünde entdeckten, die die Blindheit verursacht hatte, diese Sünde systematisch vermeiden und so ihre eigene Erblindung verhindern konnten.

Ist es nicht möglich, dass unsere so dringende Suche nach Erklärungen für Katastrophen und Schicksalsschläge der Angst entspringt, dass die gleiche Katastrophe einmal uns treffen könnte? Ich habe das dumme Gefühl, dass wir dann, wenn wir für die Heilung eines Menschen beten, eigentlich für unsere eigene beten. Wir wollen Gott testen: Wenn er diese Person heilt, wird er vielleicht auch mich heilen. Vielleicht, wer weiß, kann ich dem drohenden Tag X in meinem eigenen Leben doch noch ausweichen ...

Vielleicht ging es den Freunden Hiobs ähnlich. Warren Wiersbe sagt uns, dass Hiobs Leid eine Bedrohung für seine Freunde war. »Was ihm widerfuhr, stellte die Gültigkeit ihrer Schultheologie infrage, ... bedeutete es doch, dass das, was Hiob da geschah, *auch ihnen passieren konnte!* Es ging ihnen nicht so sehr um das, was Hiob selbst litt. Er war für sie nicht so sehr ein Mensch, der Trost brauchte, als vielmehr ein Problem, das gelöst werden musste.«²⁰

Menschen wie Hiob bringen uns in Verlegenheit. Ihr Leid streut Sand in unser theologisches Getriebe und zwingt uns, fadenscheinige Erklärungen und Ausnahmen von der Regel zu finden. Und wir sind sehr erfinderisch darin.

Drittens wollen wir unser »Warum?« vielleicht deswegen beantwortet haben, *weil wir von unserer Schuld freigesprochen wer-*

20 Warren W. Wiersbe, *Why Us!* (Old Tappan: Fleming H. Revell Company, 1984), S. 46.

den wollen. Die unweigerliche Folge von Trauer sind Schuldgefühle, und nichts ist so irrational wie das schlechte Gewissen, das der Trauer entspringt. Irgendwo in unserem Trauerprozess bilden wir uns ein, dass das, was da passiert ist, »meine Schuld« ist – zumindest teilweise. Ich habe es verursacht, ich habe dazu beigetragen, ich habe es nicht verhindert. Ich habe nicht genug geliebt, ich habe nicht genug getan, ich habe versagt. Hätte ich nur, könnte ich nur ...

Aber wenn wir eine Erklärung finden, die beweist, dass wir das Furchtbare nicht verursacht haben oder gar nicht hätten abwenden können (»es war Gottes Wille«), dann spricht uns das eigene Gewissen frei. Es war eben doch nur ein Unfall, vielleicht sogar ein halber Mord. Hauptsache, kein Selbstmord. Selbstmord klagt an.

Unser Freispruchbedürfnis kann so groß sein, dass wir uns vor den Ohren anderer Menschen die bittersten Selbstvorwürfe machen – damit unsere Hörer uns zu Hilfe eilen und uns versichern, dass wir doch überhaupt keine Schuld haben.

Viertens fragen wir: »Warum?«, weil wir *moralische Wiedergutmachung* suchen. Die Frage »Warum ich?« setzt voraus, dass eine Ungerechtigkeit geschehen ist, die gesühnt werden muss. »Dieses ›Warum ich?‹ konzentriert sich ganz auf das Willkürliche und Unfaire in der Situation. Sie steckt uns in das Gefängnis des Chaos.«²¹

Kaum jemals fragen wir: »Warum *nicht* ich?« Vielleicht später, aber am Anfang nicht. Wir haben nicht verdient, was da passiert ist. Wir sind unschuldige Passanten, die von einer verirrtten Kugel getroffen wurden. Wir hinterfragen nie die guten Dinge in unserem Leben, nur die schlechten. Dr. M. Scott Peck stellt fest: »Es ist wirklich merkwürdig. Dutzendmal haben Patienten oder Bekannte mich gefragt: ›Dr. Peck, warum gibt es so viel Böses in

21 Richard M. Zaner, »A Philosopher Reflects: A Play Against Night's Advance«, in: David und Pauline Rabin (Hg.), *To Provide Safe Passage* (New York: Philosophical Library, 1985), S. 241.

der Welt?« Aber in all den Jahren hat mich kein Einziger gefragt:
›Warum gibt es so viel Gutes in der Welt?‹²²

Wie kommt es, dass wir Gott so bereitwillig unser Unglück zuschreiben, aber nicht unser Glück? Warum bezeichnen amerikanische Versicherungsgesellschaften Naturkatastrophen und tragische Unglücksfälle als »Acts of God« (wörtlich »Handlungen Gottes« [im Sinne von höherer Gewalt])? Das Positive in unserem Leben bringt uns nicht zum Fragen, nur das Negative. Gottes Güte nehmen wir gelassen hin, als sei sie das Selbstverständlichste von der Welt. Aber wenn uns Schlimmes passiert, sind wir schockiert und fragen sofort: »Warum ich?«

Vor einiger Zeit kam in unserer Stadt ein junger Mann bei einem Autounfall ums Leben. Weder er noch seine Verwandten waren Christen. Einer der Pastoren unserer Gemeinde wurde gebeten, die Beerdigung zu halten. Am Tag vor der Beerdigung besuchte er die Familie, um das Nötige zu besprechen. Als sie fertig waren, fragte er die Mutter des Toten, ob er noch mit ihnen beten könne. Die Mutter wurde wütend und schrie den Pastor an: »In diesem Haus wird nicht gebetet! Gott hat mir meinen Sohn genommen! In diesem Haus wird nicht gebetet!«

Als mein Kollege mir das erzählte, musste ich denken: *Na, das war wahrscheinlich das erste Mal, dass diese Frau einen Gedanken für Gott übrig gehabt hat.* Und das erste Mal, dass sie ihn als denjenigen sah, der an einem Geschehen beteiligt war, das sich auf ihr Leben auswirkte. Ob sie wohl bei der Geburt ihres Sohnes gesehen hat, dass da die Hand Gottes im Spiel gewesen war? Wohl kaum. Aber als er starb – da war Gott schuld.

Eine Antwort auf unser »Warum?« kann zwar das Vorgefallene nicht ungeschehen machen, aber sie stellt sozusagen die Gerechtigkeit wieder her, die doch, wie wir glauben (oder verzweifelt glauben wollen) in Gottes Schöpfung eingebaut ist. Wenn dies Gottes Welt ist, dann muss es doch wohl Gerechtigkeit in ihr geben!

22 M. Scott Peck, *People of the Lie* (New York: Simon and Schuster, 1983), S. 41.

Unsere Frage kann auch ein Versuch sein, *Gott zu rechtfertigen*. Die »Warum«-Frage bedeutet ja eigentlich: »Warum, Gott?« Sie richtet sich an einen Gott, der absolut souverän und allmächtig ist; wie mein Theologieprofessor gern sagte: »Dass Gott allmächtig ist, bedeutet, dass er tun kann, was er will – und das erstaunlich gut.« Wenn ich glaube, dass Gott allmächtig ist und sich um alles kümmert, dann glaube ich ja, dass er bei allem, was geschieht, seine Hand im Spiel hat – und wenn etwas Böses geschieht, taucht sofort die Frage auf: »Wie kann Gott das zulassen?«

Die Theologen haben einen Namen für dieses Problem: *Theodizee*. Man kann Theodizee grob definieren als »den Versuch, Gott freizusprechen von der Schuld an allem, was die Harmonie der Gesellschaft und des Universums zu zerstören scheint«²³.

Wenn Gott allmächtig ist, dann bleibt die Schlussfolgerung, dass er das Böse entweder direkt will oder zumindest zulässt. In beiden Fällen könnte er es auch verhindern, und dem Leidenden ist der Unterschied zwischen »gewollt« und »zugelassen« herzlich egal. Wir sagen mit Abraham: »Sollte der Richter der ganzen Erde nicht Recht üben?« (1Mo 18,25). Oder mit Gideon: »Wenn der HERR mit uns ist, warum hat denn dies alles uns betroffen?« (Ri 6,13).

Ja, wenn der Schlag gekommen ist und wir die Trümmer unseres Glaubens zusammenfegen, dann zitieren wir Gott herbei und fordern ihn auf, sich zu erklären: Warum hast du mir das angetan? Aber die bloße Tatsache ist, dass Gott nun einmal Gott ist; er muss sich niemandem erklären.

Der letzte und vielleicht tiefste Grund für unser Fragen ist, dass wir *nicht mit dem Unerklärlichen leben können*. Unsere Computer- und Fernschwelt duldet nichts Geheimnisvolles. Alles und jedes muss auseinandergenommen, analysiert, durchleuchtet, fotografiert, identifiziert und klassifiziert werden. Wir suchen eine fertige Erklärung für das Geschehene, die uns die

23 Crenshaw, *a. a. O.*, S. 1.

Mühen des Denkens sowie die Ecken und Kanten des Unerklärten, Geheimnisvollen erspart.

Die enorme Popularität des »Wohlstandsevangeliums« in unseren Tagen überrascht nicht. Es verspricht uns einfache Antworten auf jede Frage, einfache Lösungen zu jedem Problem und entbindet uns von der lästigen Aufgabe, selbstständig zu denken. Es ist alles schon vormontiert, vorgekocht, vorgekaut. Wir wollen Antworten mit eingebauter Garantie. Wir wollen Führer, die uns vertrauensvoll zulächeln und sagen: »Ich habe die Antwort, hier ist sie!« Diejenigen in dieser Welt, die viel bewegen und bewirken, meinen, den Willen und die Macht Gottes in ihren ideologischen Schmetterlingsnetzen eingefangen und in eine griffige Werbeformel eingepackt zu haben: »Bitte Knopf drücken und auf Antwort warten; bei Nichtgefallen Geld zurück.«

Aber das Geheimnis bleibt. Eines Tages jedoch, als ich wieder mit dieser Frage kämpfte, kam mir auf einmal ein Gedanke: *Was ist, wenn ich diesbezüglich die falsche Frage stelle?*

KAPITEL 10

Was jetzt?

Der Gedanke kam wieder: Es gibt ja gar keine Antwort auf die Frage »Warum?«, weil das keine zulässige Frage ist. Wir können nicht die richtige Antwort erwarten, wenn wir die falsche Frage stellen – und ich glaube, die Frage »Warum?« ist falsch.

Monatelang hatte ich in der Bibel und anderen Quellen Antworten auf die Warum-Frage gesucht. Rund ein Dutzend hatte ich gefunden, und sie hatten alle ihre Berechtigung. Aber selbst mit diesem Dutzend Antworten blieb die Frage unbeantwortet. Oder vielleicht genauer gesagt: Die Antworten waren unbefriedigend, der Schmerz war immer noch da.

Kürzlich sprach ich mit einem Vater, dessen Sohn bei einem tragischen Unfall ums Leben gekommen war. Er erzählte mir vom Tod des Jungen und davon, was danach kam. Er berichtete auch davon, dass nach diesem leidvollen Geschehen mehrere Verwandte zu Christus gefunden hatten. Es hatte nach diesem tragischen Ereignis also auch Gutes gegeben.

»Aber das reicht nicht«, sagte er plötzlich. »Nein, es reicht nicht.«

Wer wird diesem Mann widersprechen wollen? Ich habe den Verdacht, dass die Mutter des kleinen Mädchens, das von einem Triebtäter missbraucht und ermordet wurde, nur eines trösten könnte: die Wiederkehr ihres Kindes! Wir mögen (durchaus zu Recht) dagegenhalten, dass Gott auch den Tod eines Kindes zu seiner Ehre benutzen kann. Aber wer will es trauernden Eltern verbieten, dass die bohrenden Fragen bleiben?

»Wir wollen unser Kind wiederhaben!« Ich habe selbst ähnliche Worte gesprochen.

Vor ein paar Jahren stürzte wenige Kilometer von unserem Haus entfernt ein Jumbojet ab, über 130 Menschen kamen ums Leben. Wie durch ein Wunder überlebten 30 Passagiere. Einer

von ihnen war ein junger Mann. In den Trümmern des Flugzeugs lagen die Leichen seiner Frau und seiner beiden Kinder. Eine Frau versuchte, ihn zu trösten: »Sie sind noch jung. Sie können wieder heiraten und Kinder bekommen.«

Ich kannte eine Familie mit neun Kindern. Als eines davon starb, sagte ein anderer Möchtegern-Tröster: »Sie haben doch noch acht wunderbare Kinder.«

Aber was heißt das schon? *Achtzig* andere Kinder hätten das eine verstorbene nicht ersetzen können. Solche Tröstungsversuche klingen fast, als mache der andere sich über uns lustig. Die Antwort des einen ist das Rätsel des anderen, die Erklärung des einen die Verzweiflung des anderen.

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Ich glaube fest, dass wir dann, wenn wir in der Ewigkeit sind und geöffnete Augen haben, allem zustimmen werden, was Gott in unserem Leben getan hat: »Ja, es war damals so am besten, ja, jetzt sehe ich es.« Dann werden wir zufrieden sein und nicht mehr klagen. Aber bis dahin ist uns der Spatz in der Hand lieber als die Taube auf dem Dach: Eine Antwort jetzt und hier ist uns lieber als die Aussicht, der Klärung aller rätselhaften Fragen in der Ewigkeit entgegenzusehen.

Sie ist also falsch, die Frage »Warum?«, denn sie löst überhaupt nichts. Und wenn Menschen, die uns trösten wollen, uns ihre Antworten aufzudrängen versuchen, dürfen wir mit den Worten eines der großen Leidenden der Bibel entgegen: »Wie tröstet ihr mich nun mit Dunst? Und von euren Antworten bleibt nur Treulosigkeit übrig« (Hi 21,34)

C. S. Lewis, dem der Krebs seine Frau entriss, beschreibt, wie er selbst nach einer Antwort suchte:

Und wo ist jetzt Gott? ... Wenn du glücklich bist – so glücklich, dass du Gott eigentlich nicht brauchst – und lobend und preisend zu ihm kommst, empfängt er dich mit offenen Armen. Aber geh zu ihm, wenn du nicht mehr ein noch aus weißt und nirgends Hilfe findest – was passiert? Die Tür knallt vor dei-

nem Gesicht zu, und du hörst, wie drinnen der Riegel vorgelegt wird, ach was, zwei, drei Riegel, und dann – nichts mehr. Du könntest genauso gut wieder gehen.²⁴

Unser Problem ist nicht, dass wir nicht die richtigen Antworten finden; wir stellen die falschen Fragen. Christopher Morley drückte es folgendermaßen aus: »Ich hatte eine Million Fragen an Gott. Aber als ich ihm gegenüberstand, waren sie alle weg, sie zählten nicht mehr.«²⁵

Je mehr Gemeinschaft wir mit Gott haben, umso mehr werden wir ihm vertrauen. Und je mehr wir ihm vertrauen, umso weniger brauchen wir zu verstehen. Wenn wir dies einmal begriffen haben, ist innerer Friede möglich.

Ein Licht aus der Bibel

Johannes 9 berichtet von einem Blindgeborenen und seiner Begegnung mit Christus. Dieser Blinde war nichts Besonderes. Die Straßen waren voller bedauernswerter Menschen, die blind, lahm oder was auch immer waren, sodass sie ein jämmerliches Bettlerdasein fristen mussten. Aufgrund ihrer großen Zahl waren die Mitmenschen in ihrem Mitleid schon abgestumpft; Bettler waren lästig, nicht liebenswert.

Aber dann »sieht« Jesus diesen Mann. Das Wort, das die Bibel hier im Urtext benutzt, bedeutet so viel wie »voll gespannter Aufmerksamkeit betrachten«. Es war kein flüchtiges Hinschauen; Jesus blickte diesen Mann so konzentriert an, dass auch die Jünger stehen blieben und ihn anschauten – allerdings nur als theologische Kuriosität.

Ihre Frage an Jesus spiegelt das gängige religiöse Denken jener Zeit wider: »Rabbi, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren wurde?« (Joh 9,2). Man beachte:

²⁴ C. S. Lewis, *A Grief Observed* (New York: Bantam Books, 1976), S. 4-5.

²⁵ Zitiert bei Wiersbe, *a. a. O.*, S. 51.

Sie fragen nicht, *ob* hier jemand gesündigt hat, sondern gleich, *wer* es war.

Es war für die Jünger keine Frage, dass die Blindheit des Mannes auf Sünde zurückging; die Frage war nur noch, auf *wessen* Sünde. Und sie meinten auch nicht »Sünde« in dem allgemeinen Sinn, dass jeder Mensch vor Gott schuldig ist; nein, hier musste eine ganz besondere Einzelsünde vorliegen, und die Blindheit des Bettlers war Gottes Strafe dafür.

Für die herrschende Theologie jener Zeit rief Sünde immer Leiden hervor. Litt also jemand in körperlicher Hinsicht, so war es klar, dass er es durch eine ganz bestimmte Sünde auf sich geladen hatte – oder auch durch eine Sünde seiner Eltern. Unschuldiges Leiden war unvorstellbar für die Jünger – wie auch für uns; wo Leiden ist, da muss auch Schuld sein.

Diese Vorstellung war in ihren Köpfen so fest verwurzelt, dass die Jünger gar nicht merkten, wie töricht ihre Frage eigentlich war. Wie konnten sie überhaupt fragen, ob die Blindheit des Mannes auf eigene Sünde zurückging, wenn er doch schon blind geboren worden war? Es gab damals zwar die heidnische Vorstellung, dass ein Mensch schon vor seiner Existenz sündigen konnte, aber sie war unter den Juden nicht üblich. Andere glaubten, dass manche Menschen gleich im Voraus für die Sünden bestraft wurden, die sie erst später begehen wurden, etwa nach dem Motto: Erst zahlen, dann sündigen. Aber auch dies war eine heidnische und keine jüdische Ansicht. Doch das Denken der Jünger war derart von der gängigen Meinung (Krankheiten sind grundsätzlich eine Strafe für begangene Sünden) geprägt, dass sie diese dumme Frage stellten.

So also sahen sie diesen Blinden: nicht als hilfsbedürftigen Menschen, sondern als theologischen »Fall«, gleichsam als interessantes Insekt, das man unter dem religiösen Vergrößerungsglas betrachten kann.

Die Antwort Jesu muss sie total überrascht haben: »Weder dieser hat gesündigt noch seine Eltern, sondern damit die Werke Gottes an ihm offenbart würden« (Vers 3). Jesus sagt nicht, dass

dieser Blinde und seine Eltern nie gesündigt haben, denn schließlich sind alle Menschen Sünder. Aber die Blindheit ist keine göttliche Strafe für irgendeine bestimmte Sünde.

So viel zu der Schmalspurtheologie der Jünger. Sie sind an der *Ursache* der Blindheit interessiert; sie wollen in der Vergangenheit fischen und irgendeine hässliche, aber befriedigende Erklärung herausziehen. Sie bieten Jesus zwei derartige Erklärungen an, und er verwirft sie beide.

Es ist erstaunlich, dass Jesus, nachdem er ihre beiden Theorien verworfen hat, nicht selbst mit einer dritten kommt. Er erhellt das Geheimnis dieses Leidens nicht – hier nicht und auch nicht an anderen Stellen. Er eröffnet stattdessen eine ganz neue Sichtweise. Für Jesus ist die Blindheit dieses Mannes weder Gottesgericht noch Zufall; sie ist eine Herausforderung. Jesus interessiert sich überhaupt nicht für das »Warum?«. Er schaut nicht zurück wie seine Jünger, sondern nach vorn. Die eigentliche Frage ist für ihn nicht: »Warum ist dieser Mensch blind geboren?«, sondern: »Was können wir für ihn tun?« Er schaut nicht auf die Ursachen, sondern auf die Folgen.

Schauen wir uns die Antwort, die er seinen Jüngern gibt, noch einmal genauer an: Er ist blind, »damit die Werke Gottes an ihm offenbart würden«.

Auf den ersten Blick scheint dies zu bedeuten, dass Gott diesen Mann blind werden ließ, um eine Gelegenheit zu bekommen, seine Macht zu demonstrieren. Aber diese Schlussfolgerung wäre falsch. Das hier mit »damit« übersetzte kleine griechische Wort *hina* deutet zwar normalerweise eine Absicht an (»um ... zu«). Hier jedoch haben wir eine der wenigen Stellen, wo es nicht auf diese Art gebraucht wird; aufgrund der ganzen grammatischen Konstruktion bezeichnet es nicht eine Absicht, sondern ein *Ergebnis*. »*Hina* (>damit<) scheint hier ein Ergebnis auszudrücken, was ungebräuchlich, aber nicht ganz ohne Parallelen ist.«²⁶ Turner und Mantey schreiben in ihrem Kommentar

²⁶ Leon Morris, *The New International Commentary. The Gospel of John* (Grand Rapids: Wm. B. Eerdmans Publishing Co., 1971), S. 477, Fußnote 5.

zum Johannesevangelium, dass »hina hier einen finalen Nebensatz (mit der Verdeutlichung des Ergebnisses) und keinen intentionalen Nebensatz einleitet, der eine Absicht erkennen lässt.«²⁷.

Mit anderen Worten: Gott wird hier nicht als der Verursacher der Blindheit gesehen, sondern der Blinde kann durch Gottes Wirken (ein Wirken, das seine Herrlichkeit, Macht und Gnade manifestiert) geheilt werden. Dies ist der Dreh- und Angelpunkt dieser Geschichte: Nicht Antworten sind gefragt, sondern Taten.

»Der Blinde soll nicht als bloßes Werkzeug, sondern als lebendiger Repräsentant der Gnade Gottes gesehen werden. Sein Leiden ist nur der Anlass für das Wunder und nicht seine von Gott verordnete Vorbereitung, auch wenn wir in der Perspektive des Göttlichen die Dinge in ihrer Abhängigkeit vom Willen Gottes sehen müssen.«²⁸

Und so bleibt die Frage unbeantwortet, weil letztlich nicht zählt, woher das Leiden kommt, sondern wie wir darauf reagieren. Wichtiger als das Spekulieren über die Ursachen des Leidens ist das Wirken Gottes mitten in diesem Leiden. Philip Yancey vermerkt zu Recht: »Die biblische Perspektive scheint mir nicht darin zu bestehen, dass man zurückschaut, um herauszufinden, ob man Gott die Schuld geben und ihn anklagen kann ... Die Bibel betont vielmehr den Blick nach vorn: Was kann Gott aus dieser offensichtlichen Tragödie machen?«²⁹

Mit seiner Antwort an die Jünger sagt Jesus: »Es ist nun einmal so, dass dieser Mann blind geboren ist. Herumzugrübeln, wie es dazu kam, bringt uns nicht weiter. Es ist nun einmal geschehen – und jetzt wollen wir Gott die Gelegenheit geben, seine Herrlichkeit zu zeigen.«³⁰

27 George A. Turner und Julius R. Mantey, *The Gospel of John* (Grand Rapids: Wm. B. Eerdmans Publishing Co., o. J.), S. 202, Fußnote 1.

28 B. F. Westcott, *The Gospel According to St. John* (Grand Rapids: Wm. B. Eerdmans Publishing Co., o. J.), S. 144.

29 Philip B. Yancey, *Where Is God When It Hurts?* (Grand Rapids: Zondervan Publishing House, 1977), S. 97.

30 Jan Cox-Gedmark, *Coping with Physical Disability* (Philadelphia: The Westminster Press, 1980), S. 40.

Während ich diese Zeilen schreibe, muss ich auf einmal daran denken, dass wir kein Interview mit Lazarus besitzen. Nirgends in der Bibel sagt er uns, wie er seinen Tod erlebte und wie es war, als er ins Leben zurückgeholt wurde. Diese Dinge kommen einfach nicht vor.

Hätte Jesus es gewollt, er hätte unsere sämtlichen Fragen beantwortet und jedes Rätsel der menschlichen Existenz lösen können. Weshalb sagte er uns nicht, wie man das Telefon erfindet, ein Flugzeug baut oder ein Heilmittel gegen Krebs findet? Jedes Geheimnis des Lebens, des Todes und der Ewigkeit hätte Jesus bloßlegen können. Warum tat er es nicht? Wie viel Arbeit und Mühe hätte es uns ersparen können! Es ist schier unglaublich, aber Jesus ließ all diese Fragen, die uns schlaflose Nächte bereiten, links liegen. Für ihn waren sie nicht das Problem, und hier sagt er seinen Jüngern, dass sie auch für sie nicht von entscheidender Bedeutung sein sollten.

Dieser Gedanke wird an einer anderen Stelle (Lk 13,1-5) noch deutlicher:

Zu derselben Zeit waren aber einige zugegen, die ihm von den Galiläern berichteten, deren Blut Pilatus mit ihren Schlachtopfern vermischt hatte. Und er antwortete und sprach zu ihnen: »Meint ihr, dass diese Galiläer mehr als alle Galiläer Sünder waren, weil sie Derartiges erlitten haben? Nein, sage ich euch, sondern wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle ebenso umkommen.

Oder jene achtzehn, auf die der Turm in Siloam fiel und sie tötete: Meint ihr, dass sie mehr als alle Menschen, die in Jerusalem wohnen, schuldig waren? Nein, sage ich euch, sondern wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle ebenso umkommen.«

Mit diesen Worten hebt Jesus die Last der Schuld von jedem schmerzenden Herzen. Er stellt klar, dass diejenigen, die von bösen Herrschern wie Pilatus getötet oder Opfer tragischer Un-

glücksfälle wie bei dem Turmeinsturz wurden, eben *nicht* die Opfer göttlicher Rache und Vergeltung sind.

Also scheidet auch bei diesen beiden Katastrophen die »Erklärung Gottesgericht« als »Ursache« aus. Und Jesus erläutert nicht etwa, warum diese Menschen nun »eigentlich« umkamen, sondern fügt eine Feststellung hinzu, die keinen Widerspruch zulässt: »Wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle ebenso umkommen!« Ich bin nicht dazu gekommen, sagt Jesus sinngemäß, um die Rätsel des Lebens zu lösen; ich bin gekommen, um den Willen meines Vaters zu tun. Statt im Tiefkeller der Geheimnisse des Seins herumzusuchen, solltet ihr lieber etwas für euer Seelenheil tun!

Jesus weigerte sich, das »Warum?« des Leidens zu beantworten, weil das »Warum?« nicht das Wichtigste ist. Das Wichtigste besteht darin, wie wir auf dieses Leiden und das, was es uns sagt, reagieren. Deshalb wenden wir uns jetzt einer anderen Frage zu:

Vom »Warum?« zum »Was jetzt?«

»Warum ich?«, ist eine sinnlose Frage, die letztlich gar nichts löst. Erst wenn wir uns dessen bewusst werden, können wir die richtige Frage stellen.

Und die richtige Frage ist jene, die Christus selbst stellt. Sie lautet: »Was jetzt?« Diese Frage verwandelt die Landschaft des Leidens: Fortan ist es kein böser, absurder Zufall mehr, sondern ein sinnvoller Bestandteil des großen Planes eines großen Gottes.

»Warum ich?«, ist eine Scheuklappenfrage, die uns nur noch das »Ungerechte« an unserer Situation sehen lässt. »Sie macht uns zu Gefangenen des Chaos. Sie zerstört unsere Fähigkeit, eine sinnvolle Existenz zu haben ... Sie impliziert, ... dass der Einzelne nicht nur körperlich krank, sondern auch in geistiger Hinsicht in einem Dilemma ist.«³¹

³¹ Zaner, *a. a. O.*, S. 241.

Die Frage »Was jetzt?« befreit uns aus diesem Gefängnis; wir sehen uns nicht mehr als hilflose Opfer, sondern als Empfänger der Fürsorge Gottes. Helmut Thielicke hat Gott als einen Gott der Ziele beschrieben. Zu der Antwort Christi auf die Frage der Jünger in Johannes 9 sagt er:

Nein, es verschlägt ihm nicht die Rede. Er sagt den Leuten: Eure Frage ist falsch gestellt ... So hilft uns Jesus, wenn er uns die Frage nach dem Warum abgewöhnt, dass wir von der ewigen Anklage gegen Gott loskommen und uns nicht mehr an ihr wund zu reiben brauchen ... Er lehrt uns nämlich eine sinnvolle Wendung unseres Fragens. Er sagt uns, dass wir nicht fragen dürfen. »Warum?«, sondern: »Wozu?«. ³²

»Was jetzt?«, bricht die Erstarrung des *Selbstmitleids* auf. Von Natur aus sind wir ja alle Egoisten. Wir drehen uns um uns selbst, wir sind der Nabel unserer eigenen kleinen Welt, unser Denken reicht nur so weit wie unser Ich.

Ich-Menschen sind jämmerliche Wesen. Sie finden keinen inneren Frieden, weil sie das eine, was sie am meisten wünschen und brauchen, nicht erreichen: die Selbstbestimmung ihres Lebens. Sie sind in der Angst gefangen, weil sie im Grunde genau wissen, dass ihnen die Kontrolle über ihr Leben früher oder später entgleiten wird; sie können nicht für immer verdrängen, dass andere Mächte über ihr Leben bestimmen werden.

Selbstmitleid frisst uns auf. Es verzerrt unser Denken und unsere Perspektive – wie wir uns selbst unsere Mitmenschen und Gott sehen. Ein bitterer Zyniker ist der selbstmitleidige Mensch in höchster Vollendung.

Doch mit der Frage »Was jetzt?« verlagern wir unseren Blick von uns selbst auf Gott und auf das, was er mit unserem Leben vorhat. Und er hat damit etwas vor – aber solange wir uns immer um uns selbst drehen, können wir es nicht sehen. Neh-

32 Helmut Thielicke, *Das Schweigen Gottes* (Wuppertal: Brockhaus, 1979), S. 29-30.

men wir Joseph zum Vorbild: Er sagte seinen Brüdern: »Ihr zwar hattet Böses gegen mich im Sinn; Gott aber hatte im Sinn, es gut zu machen« (1Mo 50,20). Wenn wir unsere Nöte aus dieser Perspektive sehen, bekommt unser Leben eine neue Richtung: frisch, zuversichtlich, kreativ und offen. Gott beantwortet nicht jedes »Warum?«, aber er streckt jedem von uns seine Hand entgegen.

»Was jetzt?« – diese Frage befreit uns nicht nur vom Selbstmitleid, sie gibt uns auch ein *Ziel*. Sie bedeutet nämlich, dass wir unterwegs sind und noch wachsen. Mit anderen Worten: *Wir haben eine Zukunft*. Das Leben kann wieder verheißungsvolle Perspektiven bieten. Und dies ist ungeheuer wichtig, denn nichts ist trostloser, als wenn die Zukunft nie mehr besser werden kann als die Vergangenheit – wenn wir glauben, dass das Beste unwiderfürlich hinter uns liegt.

Ich habe mich selbst in diesem Loch der Trostlosigkeit befunden, in dem man seine Harfe an die Weiden hängen will, wie es einst die Israeliten in der Babylonischen Gefangenschaft taten, als sie sich fragten: Wie sollten wir ein Lied des HERRN auf fremder Erde singen (vgl. Ps 137,4)?

Vor nicht allzu langer Zeit kam nach dem Gottesdienst ein Ehepaar mittleren Alters auf mich zu. Die beiden stellten sich vor und äußerten ein paar anerkennende Worte über meine Predigt. Dann sagte die Frau: »Es war so schön, wie Sie heute gelächelt haben.«

Das war neu. »Oh«, sagte ich, »vielen Dank.«

»Das meine ich ernst«, fuhr die Frau fort.

»Vielen Dank«, wiederholte ich. »Freut mich, dass Ihnen das gefallen hat.«

Sie nahm meine Hand und sah mich an, eine Tränenspur in ihrem Blick. »Sie wissen nicht, wovon ich rede, nicht wahr?«

»Nein, eigentlich nicht«, sagte ich.

»Nun«, sagte sie, »vor einem halben Jahr kam unsere Tochter bei einem Autounfall ums Leben. Sie war erst 17 Jahre alt, und ich kann es immer noch nicht fassen. Auf einmal war alles

so sinnlos. Ich dachte, ich könnte nie mehr glücklich sein. Nun haben Sie ja etwas Ähnliches hinter sich, und als wir hörten, dass Sie heute Abend hier predigen, da dachten wir, Sie könnten uns – mir – vielleicht helfen. Ich wollte wissen, wie Sie zu-rechtkommen. Ja, und vorhin, als Sie predigten, da haben Sie auf einmal gelächelt. Und da wusste ich plötzlich: Eines Tages wirst auch du wieder lächeln können.«

Ich musste an die Worte des Psalmisten in Psalm 42 denken. Der Psalmist ist voller Verzweiflung und ganz niedergedrückt, aber dann sagt er auf einmal in Vers 12: »Harre auf Gott, denn ich werde ihn noch preisen ...« Es gibt Zeiten, da können wir Gott einfach nicht loben und preisen. Die Worte bleiben uns in der Kehle stecken. Unser Gebetsleben ist dann bedroht, und selbst der Glaube gerät ins Wanken.

Aber wir werden nicht für immer aus dem bitteren Becher trinken. Gott wird für uns tun, was er einst für Mose und die Israeliten bei ihrem Auszug aus Ägypten tat (2. Mose 15). Sie kamen an einen Ort namens *Mara* (»Bitterwasser«), wo das Wasser bitter war, was wiederum das Volk erbitterte. Aber Mose »schrie zu dem HERRN, und der HERR wies ihm ein Holz; und er warf es in das Wasser, und das Wasser wurde süß« (Vers 25). Daraufhin führte Gott das Volk nach Elim, zu einer Oase mit zwölf Wasserquellen und 70 Dattelpalmen (Vers 27).

Elim war übrigens ganze acht Kilometer von Mara entfernt. Mara heute, Elim morgen. Bitterkeit heute, Süße morgen.

Sind Sie gerade in Mara? Wir alle sind doch schon dort gewesen, wo das Leben bitter wird. Die Dinge, die einst süß und erfrischend waren und uns Freude machten, können uns nicht mehr erfreuen. Sie werden zur Belastung und drücken uns nieder. Ich glaube, wenn wir dann zu Gott aufsehen und ihn anrufen, wird er unsere inneren Augen öffnen und uns etwas zeigen wie jenes Stück Holz – etwas, das für ungläubige Augen und gebetslose Herzen nicht wahrnehmbar ist, aber das unser Leben wieder froh macht. Die Frage »Was jetzt?« drückt unseren Glauben aus, dass es für uns noch einmal ein Elim geben wird.

Es ist Gottes Spezialität, das Beste für zuletzt aufzubewahren. In dem großen Buch der Erinnerung, dem fünften Buch Mose, erinnert Mose die Israeliten daran, dass Gott es selbst in den dunkelsten Stunden immer gut mit ihnen meinte: »... der dich in der Wüste mit Man (d. h. mit Manna) speiste, das deine Väter nicht kannten, um dich zu demütigen und um dich zu prüfen, *damit er dir Gutes tue an deinem Ende*« (5Mo 8,16; Hervorhebung von mir).

Die gleiche Botschaft sandte Gott durch Jeremia an die Juden im Babylonischen Exil: »Denn so spricht der HERR: Sobald siebzig Jahre für Babel voll sind, werde ich mich euer annehmen und mein gutes Wort an euch erfüllen, euch an diesen Ort zurückzubringen. Denn ich weiß ja die Gedanken, die ich über euch denke, spricht der HERR, Gedanken des Friedens und nicht zum Unglück, *um euch Ausgang und Hoffnung zu gewähren*« (Jer 29,10-11; Hervorhebung von mir).

Und dann natürlich Hiob. »Und der HERR wendete die Gefangenschaft Hiobs, als er für seine Freunde betete; und der HERR mehrte alles, was Hiob gehabt hatte, um das Doppelte ... Und der HERR *segnete das Ende Hiobs mehr als seinen Anfang*« (Hi 42,10.12; Hervorhebung von mir).

Wenn wir inmitten der Staubwolken eingestürzter Hoffnungen fragen können: »Was jetzt?«, dann glauben wir an einen Gott, bei dem gilt: Das Schönste kommt noch.

Und schließlich *bindet* unser »Was jetzt?« *uns in das Wirken Gottes ein*. Lesen wir noch einmal Johannes 9,3: »Weder dieser hat gesündigt noch seine Eltern, sondern damit die Werke Gottes an ihm offenbart würden.« Eigentlich würde man hier um der besseren Lesbarkeit willen eine Wendung wie »sondern dies geschah, damit die Werke Gottes ...« erwarten, doch ein »dies geschah« finden wir im Urtext nicht; auch der Punkt am Ende dieses Verses steht nicht im Urtext, weil es darin natürlich keine Interpunktion in dem Sinne gab, wie wir sie heute verwenden.

Lesen wir jetzt den zweiten Teil von Vers 3 noch einmal, indem wir den Punkt auslassen und dann gleich zu Vers 4 weitergehen:

... sondern damit die Werke Gottes an ihm offenbart würden ... müssen (wir) die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann (revidierte Elberfelder Bibel).

Jesus sagt hier also nicht, dass der Mann blind geboren wurde, damit Gott an ihm seine Macht zeigen kann. Er sagt vielmehr: Der Mann ist blind geboren, Punkt. Keine Erklärung, keine Diskussion. Und jetzt: Damit sich Gottes Wirken an ihm zeigen kann, lasst uns an die Arbeit gehen. Wieder lautet die Frage nicht: »Warum?«, sondern: »Was jetzt?«.

Schauen wir uns das Wort »Werke« noch einmal genauer an. Jesus wird gleich etwas tun. Was denn? Ein Wunder? O ja, aber er nennt es ein »Werk«. Was für uns ein Wunder ist, das ist für Jesus sozusagen ganz normale Arbeit.

Das Wort »Wunder« erscheint im Urtext des Johannesevangeliums nicht. Johannes benutzt stattdessen die Worte »Werke« und »Zeichen«. Der Ausdruck »Zeichen« erscheint 17-mal und scheint ein Lieblingswort des Johannes zu sein. Warum?

Ich glaube, Johannes will damit sagen, dass das Eigentliche nicht die Wunder an sich sind, sondern das, worauf sie *hindeuten*. Jesus tat seine Wunder nicht, weil er in die Welt gekommen ist, um Wunder zu vollbringen. Er kam vielmehr in die Welt, um den Vater zu offenbaren. Dabei sind Wunder ein guter Anknüpfungspunkt für die Botschaft des Evangeliums.

Sie mögen denken: »Ob man das Ganze nun ›Zeichen‹ oder ›Wunder‹ nennt, was macht das schon?« Aber ich habe gute Gründe, wenn ich auf dem Wort »Zeichen« bestehe. Unser Denken über Gott und seine Wunder ist nämlich oft sehr verworren.

Als ich eines Abends in der Gemeinde saß und auf den Beginn des Gottesdienstes wartete, hörte ich, wie hinter mir zwei Frauen sich unterhielten. Sie sprachen über einen Autounfall, bei dem ein junger Mann das Leben verlor und ein zweiter nur leicht verletzt wurde. Der Verletzte war offenbar der Sohn der einen

Frau, denn die andere sagte: »Ich bin ja so froh, dass eurem Jungen nicht mehr passiert ist.«

»Ja«, erwiderte die andere. »Gott ist gut.«

Ich musste denken: *Was sagt jetzt wohl die Mutter des toten Jungen über Gott?* Würde die Frau hinter mir immer noch sagen: »Gott ist gut«, wenn es *ihren* Sohn erwischt hätte?

Ich glaube, dass wir Gott eine Menge Dinge in die Schuhe schieben, die er gar nicht verantworten muss. Wie kommt es nur, dass wir hinter jedem Unglücksbusch in unserem Leben immer gleich den Teufel sehen? Manchmal besteht der größte Triumph des Satans darin, dass wir glauben, dass *er* uns in der Zange hat, während wir doch in Gottes Hand sind. Siehe Jakob.

Wir müssen lernen, das Übernatürliche im Natürlichen zu sehen. Dass morgens die Sonne aufgeht, ist ebenso Gottes Werk wie die Auferweckung des Lazarus aus den Toten; beide Werke sind Taten des gleichen Vaters. Und es könnte sein, dass eben dort, wo wir meinen, Gott tue nichts, er in unserem Leben gerade am Werk ist.

Noch eine letzte Bemerkung: Ein kerngesunder Mensch wäre Jesus an jenem Tag wenig nütze gewesen. Um Gottes Wirken zu demonstrieren, brauchte er jemanden mit einem unbeantworteten »Warum?« in seinem Leben.

Ich muss gestehen, dass ich selbst immer noch eine Antwort auf mein »Warum?« suche. Und nach wie vor schweigt Gott. Aber das macht nichts mehr, ich vertraue ihm.

Ich gebe mich bis auf Weiteres mit einem »Was jetzt?« zufrieden.

ZWEITER TEIL

**WER IST BEREIT,
GOTT UMSONST ZU DIENEN? –
GOTT IM LEIDEN**

*Das Tragische wird nicht abgeleugnet,
sondern in seiner Überwindung bejaht.*

W. Lee Humphreys

*In diesen Monaten ist das Wort annehmen ein Wort der Befreiung,
des Sieges, des Friedens für mich gewesen.
Nein, es hat nie Resignation in der Krankheit bedeutet,
... wohl aber eine Haltung, in der ich mich
mit dem Unerklärten zufriedengab.*

Amy Carmichael

*Denn ich halte dafür,
dass die Leiden der Jetztzeit nicht wert sind,
verglichen zu werden mit der zukünftigen Herrlichkeit,
die an uns offenbart werden soll.*

Paulus in Römer 8,18

KAPITEL 11

Der »Fall Hiob«

Es lebte einst in einem fernen Land ein Mann, der gerecht und weise, demütig und barmherzig war ... Sein Name war Hiob. Die Probleme, die er verkörperte, und die Prüfungen, die er erdulden musste, lassen ihn uns bekannt erscheinen. Ja, wir merken: Er ist einer von uns. Wir kennen seine Geschichte, denn wir haben selbst in ihr gelebt. Wenn das Leben zu hart wird, greifen wir zu seinen Worten, um unserem Aufbegehren, unserer Auflehnung oder unserer Resignation eine Stimme zu geben. Er gehört zu den verborgenen Gefilden unserer Seele, zum zerbrechlichsten Teil unserer Vergangenheit.

Elie Wiesel, *Messengers of God*

Eines Samstagmorgens klingelte mein Telefon. Ich nahm ab und meldete mich. Eine wütende Stimme sagte: »Streichen Sie mich von der Gemeindeliste – ich komme nicht mehr!«

Die Stimme kam mir vage bekannt vor. »Entschuldigen Sie«, sagte ich. »Was haben Sie gesagt?«

»Streichen Sie mich von der Gemeindeliste! Ich komme nicht mehr!«

Jetzt erkannte ich die Stimme. Und ich begriff, was passiert war.

Der Sohn dieses Mannes, der schon mehrmals mit dem Gesetz in Konflikt gekommen war, hatte vor Kurzem sein erstes größeres Ding gedreht, und es drohte ihm eine saftige Gefängnisstrafe.

Erst vor ein paar Tagen hatte ich den Vater zum Gericht begleitet, wo wir uns mit dem Richter, dem Staatsanwalt, dem für den Jungen zuständigen Bewährungshelfer und seinem Verteidiger trafen. Es sah nicht gut aus für den jungen Mann. Sein Sündenregister war bereits lang, und aufgrund seiner neuesten Straftat war er auch noch zum Kidnapper geworden. Das Gericht

schien nicht mehr damit zufrieden zu sein, ihn in die Jugendstrafanstalt zurückzuschicken.

Als wir das Gerichtsgebäude wieder verließen, hatte der Vater gesagt: »Ich weiß einfach, dass sie ihn nicht ins Zuchthaus stecken werden.«

»So?«, sagte ich.

»Ja. Ich habe für ihn gebetet. Gott wird das nicht zulassen, da bin ich ganz sicher.«

Und als dieser Vater also jetzt am Telefon schwor, nie mehr zur Gemeinde zu gehen, wusste ich, was geschehen war: Gott hatte es doch zugelassen ...

Jedes Mal, wenn ich an dieses Gemeindeglied denke, muss ich an die Frage denken, die der Satan Gott über einen Mann namens Hiob stellte.

Kennen Sie Hiob? Er ist der Mann im Alten Testament, über den Gott sagte: »Seinesgleichen ist kein Mann auf der Erde, vollkommen und rechtschaffen, gottesfürchtig und das Böse meidend« (Hi 1,8). Ein wahrlich bemerkenswertes Urteil, das noch zweimal wiederholt wird.³³ Und hier spricht wohlgermerkt nicht derjenige, der für Hiobs Imagepflege in der Öffentlichkeit zuständig ist, sondern Gott.

Hiob – die Person des Jahres, der moralische Mr. Universum, der Mann, der sämtliche Tugenden in sich vereint, die eigentlich jeder haben sollte, der Mensch, der so ist, wie wir in unseren besten Stunden gern wären.

Hiob – der gute Mensch. So gut, dass Gott dessen Rechtschaffenheit rühmt – sogar dem Teufel gegenüber. Hören wir dieses merkwürdige Gespräch zwischen Gott und seinem Gegenspieler:

Und es geschah eines Tages, da kamen die Söhne Gottes (d. h. die Engel), um sich vor den HERR zu stellen; und auch der

³³ R. Laird Harris, Gleason L. Archer jun., Bruce K. Waltke, *Theological Wordbook of the Old Testament*, Bd. 1 (Chicago: Moody Press, 1980), S. 303.

Satan kam in ihrer Mitte. Und der HERR sprach zum Satan: »Woher kommst du?« Und der Satan antwortete dem HERRN und sprach: »Vom Durchstreifen der Erde und vom Umherwandeln auf ihr.« Und der HERR sprach zum Satan: »Hast du achtgehabt auf meinen Knecht Hiob? Denn seinesgleichen ist kein Mann auf der Erde, vollkommen und rechtschaffen, gottesfürchtig und das Böse meidend« (Hi 1,6-8).

Alle herhören! Brachte der Satan das Gespräch auf Hiob? Nein, Gott. Hiobs sämtliche Probleme kamen daher, dass Gott ihn dem Teufel als Muster der Gottesfurcht vorhielt.

Der Satan beantwortet Gottes Lobrede mit einer herausfordernden Frage:

Ist es umsonst, dass Hiob Gott fürchtet? Hast nicht du selbst ihn und sein Haus und alles, was er hat, ringsum eingezäunt? Du hast das Werk seiner Hände gesegnet, und sein Besitz hat sich im Land ausgebreitet. Aber strecke einmal deine Hand aus und taste alles an, was er hat, ob er sich nicht offen von dir lossagen wird! (Hi 1,9-11).

»Ist es umsonst, dass Hiob Gott fürchtet?« Das hebräische Wort für »umsonst« bedeutet so viel wie »ohne Gewinn«, »ohne Grund«, »ohne Vorteile«. Mit anderen Worten, der Satan fragt: »Ist Hiobs Gottesfurcht wirklich ohne Hintergedanken?«³⁴

Der Satan zieht Hiobs Motive in Zweifel. Für den Teufel ist es töricht, Gott zu dienen. Jemand, der Gott dient, muss dabei doch wohl etwas im Schilde führen ...

Die Erwiderung des Teufels könnte man auch folgendermaßen umschreiben: »Natürlich dient Hiob dir. Schau dir doch an, wie du ihn gesegnet hast. Er wäre ja ein Dummkopf, wenn er nicht einem Herrn dienen wollte, der so gut zahlt. Aber warte

³⁴ W. Lee Humphreys, *The Tragic Vision and the Hebrew Tradition* (Philadelphia: Fortress Press), S. 95.

nur ab: Wenn es sich nicht mehr auszahlt, dir zu dienen, wenn du ihm alles nimmst – dann wirst du sehen, wie es wirklich ist, dann wird er dich verfluchen.«

In einem Punkt hatte der Satan recht: Gott hatte Hiob gesegnet. 7000 Schafe und Ziegen, 3000 Kamele, 1000 Rinder, 500 Esel, zahlreiche Knechte und Mägde, samt sieben Söhnen und drei Töchtern. Er war der reichste Mann unter den Bewohnern des Ostens (Hi 1,2-3).

Und hier finden wir das Thema des Buches Hiob. Es lautet nicht: »Warum leiden die Gerechten?«, sondern: »Warum dienen die Gerechten Gott?«

Der Satan behauptet Gott gegenüber, dass Hiob ihm nur dient, weil es sich auszahlt. Unter diesen Bedingungen würde jeder Gott dienen. »Aber stoppe nur einmal den Lohn, und Hiob wird dich verlassen.«

Hätte Gott dem Sohn des oben erwähnten Mannes aus meiner Gemeinde, der mich anrief, das Zuchthaus erspart, wäre er am folgenden Sonntag willig zum Gottesdienst gekommen und hätte Gott gelobt. Aber Gott umsonst preisen, das wollte er nicht.

Aber bevor ich diesen Vater kritisiere, muss ich mir selbst die Frage stellen: Warum diene *ich* Gott? Die Frage ist ja berechtigt. Bete ich Gott an, weil er Gott ist oder weil er mich so segnet? Was, wenn er mit dem Segnen aufhören würde? Seien wir doch ehrlich: Es ist einfach, gut zu sein, wenn man viele Güter hat.³⁵

Wenn wir unsere Gemeindeglieder zu größerem Spendeneifer auffordern, sagen wir ihnen, dass Gott sie segnen wird, wenn sie ihm den Zehnten geben – dass er ihnen für die 90 Prozent mehr geben wird als für die 100 Prozent. Schön – aber was ist, wenn er das nicht tut? Was machen wir, wenn das einzige Ergebnis der Entrichtung des Zehntens darin besteht, dass wir 10 Prozent weniger haben? Was, wenn der Staat die Gesetze ändert und Spenden für das Werk des Herrn nicht mehr von der Steuer absetzbar sind?

35 Ebd., S. 96.

Hinter der Herausforderung des Satans liegt eine größere Frage: Ist echte Anbetung, echte Frömmigkeit überhaupt möglich? Ist völlige Hingabe an Gott, ohne Bedingungen und Kleingedrucktes und Belohnungszusagen, möglich?

Bei dem geschilderten himmlischen Geschehen geht es um Hiob. Der Satan wirft Gott den Fehdehandschuh hin, indem er sinngemäß sagt: »Ich mache jede Wette: Wenn du deine Hand ausstreckst und alles schlägst, was er hat, wird er dich ins Angesicht verfluchen.«

Und Gott nimmt die Herausforderung an! Gott sagt damit: Hiob dient mir, weil ich Gott bin, und nicht, weil ich ihn belohne. »Siehe«, sagt Gott, »alles, was er hat, ist in deiner Hand; nur nach ihm strecke deine Hand nicht aus!« (Hi 1,12).

Darum geht es. Und wir stehen fassungslos davor und sagen: »Das ist doch nicht gerecht, das ist doch nicht fair!« Ich komme später noch einmal darauf zurück.

Und so fängt Hiobs Drama an – mit der Frage: Wer ist bereit, Gott umsonst zu dienen? Das ganze Buch Hiob ist ein einziges Geflecht aus Fragen, und wir werden die Antwort entdecken, indem wir weiterfragen.

Die erste Frage lautet: Werde ich Gott auch dann noch dienen, wenn alles zusammenbricht?

KAPITEL 12

Wenn alles zusammenbricht

Nach dem Tod unseres Sohnes erhielten wir zig Beileidsbriefe und -karten. Wir wussten sie alle sehr zu schätzen, aber ein Brief ist ganz besonders in meiner Erinnerung haften geblieben. Er kam von einem Ehepaar, dessen Gemeinde ich vor Kurzem besucht hatte, wobei der erste Abschnitt die üblichen Beileidsworte enthielt. Aber dann, im zweiten Abschnitt, schrieben sie:

»Bruder Dunn, wir wissen, dass Sie ein Mann Gottes sind und dass Sie sowie Ihre Frau Ihr Leben Gott geweiht haben. Wir können nicht verstehen, wie Ihnen so etwas Furchtbares geschehen konnte.«

Sie hätten verstehen können, dass solch ein Unglück sie selbst treffen konnte; sie waren einfach normale Menschen. Aber ich, ich war doch »ein Mann Gottes«. Ich glaube, sie dachten insgeheim: Wenn schon einem Gottesmann so etwas passieren kann, was mag *uns* dann noch alles blühen?

»Wir können nicht verstehen, wie Ihnen so etwas Furchtbares geschehen konnte.« Und wissen Sie was? Genau das fand ich auch.

Tatsache ist: Ich glaubte, Besseres verdient zu haben. War ich nicht Pastor? Wenn ein Mensch sein Leben für Gott einsetzt, hat er da nicht etwas Anerkennung verdient? Stehen ihm da nicht ein paar Sonderzuwendungen zu? *O Herr, ich bin doch dein Kind, und ich diene dir auch, da wirst du mich doch nicht einfach hängen lassen, oder?*

Ich will ja nur, dass du fair zu mir bist, o Herr. Ist das zu viel gefragt? Und es ist doch wohl nicht fair, wenn die Kinder meiner Freunde ihr Examen bestehen, eine Anstellung bekommen, sich verheiraten und eine Familie gründen, und mein Sohn liegt im Grab? *Ein bisschen Gerechtigkeit, o Herr, bitte.*

Ein bisschen Gerechtigkeit.

Ich weiß noch, wie im Juli 1993 die Bilder von der Flutkatastrophe am Mississippi im Fernsehen gezeigt wurden. Deiche und Dämme brachen, die rasenden Wassermassen ergossen sich in ganze Städte. Eine Nachrichtensendung zeigte einen Farmer und seine Frau, wie sie auf ihrem überfluteten Sojafeld Wasser-ski fuhren.

»Wir haben mit Millionenaufwand diese Dämme gebaut«, sagte der Bürgermeister einer der überschwemmten Städte. »Wir haben uns ganz auf sie verlassen, aber sie sind gebrochen.«

Ich auch, mein Lieber. Ich habe mich auf die Dämme des Glaubens und des Gebets verlassen. Und dann kam die Flut und spülte sie hinweg. So schien es mir damals jedenfalls.

Um ein anderes Bild zu nehmen: Ich hatte mir den christlichen Glauben immer als eine Art Puffer vorgestellt, als weiches Kissen, das mich vor den Ecken und Kanten des Lebens schützen würde. Und dann durchstach eine dieser Kanten mein Schutzkissen und riss mein Fleisch auf: Dann begannen sie, die schmerzlichen Fragen, und ich machte die erschütternde Entdeckung: *Man kann Gott vertrauen und doch den Eindruck haben, Schiffbruch zu erleiden.*

Dies ist der Punkt, wo man zu entdecken beginnt, was für einen Glauben man hat. Denn darüber sind sich Gott und der Teufel einig: Ein bloßer Schönwetterglaube ist nicht echt. Die Anfrage des Satans ist berechtigt.³⁶

Die Welt Hiobs beginnt zusammenzubrechen. Eines Tages kommt ein völlig erschöpfter und verstörter Bote herbeigerannt: Räuber sind über die Esel- und Rinderherden hergefallen, haben alle Tiere fortgetrieben und die Knechte getötet. Allein der Bote ist entkommen.

Der erste Bote ist noch nicht fertig, da kommt schon der nächste: Feuer ist vom Himmel gefallen und hat die Schafe und Ziegen samt ihren Hirten verzehrt; nur der Bote selbst ist entkommen.

³⁶ H. Wheeler Robinson, *The Cross in the Old Testament* (Philadelphia: The Westminster Press, 1955), S. 45.

Ein dritter Bote erscheint: Nomaden haben die Kamelherden überfallen. Nur der Bote konnte sich retten.

Und noch bevor Hiob diese neue Unglücksnachricht verdauen kann, ist auch schon der vierte Bote da: Ein Wüstensturm hat das Haus, in dem Hiobs Söhne und Töchter feierten, umgerissen: Hiobs Kinder sind tot.

Ich glaube, wenn ich Hiob gewesen wäre, hätte ich gesagt: »Den Nächsten, der durch die Tür kommt, erschieße ich!«

Aber was tat Hiob? Er zerriss sein Gewand, fiel nieder und betete Gott an. Hören wir zu:

Nackt bin ich aus meiner Mutter Leib gekommen, und nackt werde ich dahin zurückkehren; der HERR hat gegeben, und der HERR hat genommen, der Name des HERRN sei gepriesen! (Hi 1,21).

Und dann kommt einer der erstaunlichsten Sätze in der ganzen Bibel: »Bei all diesem sündigte Hiob nicht und schrieb Gott nichts Ungereimtes zu« (Vers 22).

Der Einsatz steigt

Gott hat die erste Runde gewonnen.

Der Teufel muss außer sich gewesen sein. Aber er gibt nicht auf. Erneut erscheint er vor Gott, und als dieser wieder Hiobs Treue lobt, lässt der Satan seine zweite Herausforderung los:

»Haut um Haut, ja, alles, was der Mensch hat, gibt er für sein Leben. Aber strecke einmal deine Hand aus und taste sein Gebein und sein Fleisch an, ob er sich nicht offen von dir lossagen wird« (Hi 2,4-5).

Und wieder nimmt Gott die Herausforderung an: »Siehe, er ist in deiner Hand; nur verschone sein Leben!« (Vers 6). Warum Hiobs Leben schonen? Weil Tote Gott nicht fluchen oder preisen können.

Das Ergebnis? Hiob sitzt in einem Aschehaufen und kratzt mit einer Scherbe seine juckenden Geschwüre, während seine Frau ihn auffordert, sich von Gott loszusagen und zu sterben (Hi 2,8-9).

Hiobs schier unglaubliche Antwort an seine Frau: »Du redst, wie eine der Törinnen redet. Wir sollten das Gute von Gott annehmen, und das Böse sollten wir nicht auch annehmen?‹ Bei all diesem sündigte Hiob nicht mit seinen Lippen« (Vers 10).

Unerhört.

Dienen wir Gott auch dann noch, wenn unser Lebensdrama zur Tragödie wird? Ich benutze hier das Wort *Tragödie* bzw. *tragisch* durchaus in seiner wörtlichen, ursprünglichen Bedeutung, um zwischen dem zu unterscheiden, was manche Theologen »radikales« und »normales« Leiden nennen.

John Barbour definiert eine Tragödie ...

... als den Sturz eines guten Menschen. »Ein guter Mensch« ist eine Person mit besonders hohen ethischer Maßstäben – jemand, der das Tugendideal seiner Kultur verkörpert. Der Protagonist einer Tragödie leidet oder stirbt, seiner moralischen Güte zum Trotz, auf eine ungewöhnlich schreckliche Art. Ein Zentralthema tragischer Literatur ist, dass menschliche Tugend nicht ausreicht, um glücklich zu werden. Vielmehr droht stets der tragische Irrtum. Oft begeht die tragische Person gerade aufgrund ihrer moralisch edelsten Handlungen ihren tragischen Fehler und rennt in ihr Verderben; ein weniger Tugendhafter wäre dem Unglück entkommen. Es ist gerade die Tugend der Zentralfigur, die zu ihrem Sturz beiträgt.³⁷

Radikales (tragisches) Leiden ist Leiden, das erniedrigt, entmenschlicht, den menschlichen Geist zugrunde richtet. Es ist (wie etwa der Tod eines Kleinkindes) etwas, das sich nicht als verdiente Strafe für ein Fehlverhalten verstehen lässt.³⁸

³⁷ John D. Barbour, *Tragedy as a Critique of Virtue* (Chico, CA: Scholars Press, 1984), S. ix.

³⁸ Wendy Farley, *Tragic Vision and Divine Compassion: A Contemporary Theodicy* (Louisville: Westminster / John Knox Press, 1990), S. 12.

Das ist nicht fair!

Hiob leidet gerade deswegen, weil er ein guter Mensch ist. Er muss entdecken, dass man Gott in jeder Beziehung dienen kann und trotzdem leiden muss. Genau dies macht seinen Fall so einzigartig. Hiob hat sein Los nicht verdient!

Wäre Hiob ein alter Sünder gewesen, wir könnten sagen: »Es gibt doch noch Gerechtigkeit in der Welt. Jetzt bekommt er endlich, was er verdient hat.« Und wenn er ein Durchschnittsmensch gewesen wäre, würden wir vielleicht sagen: »Da hat er ja wirklich einen miesen Tag erwischt! Aber so ist das Leben; den einen geht es gut, den anderen dreckig.«

Wäre Hiob ein böser Mensch gewesen – kein Problem. Und genau dies ist schon immer eines der stärksten Argumente gegen die Existenz Gottes gewesen: Wie kann es sein, dass den Guten (so wie Menschen ohne Gott sie bezeichnen) Böses geschieht? Es ist doch das Selbstverständlichste von der Welt, dass es ihnen gut gehen muss!

Doch wie werden wir mit der Realität fertig?

Das eigentliche Problem

Hiobs Leiden erschöpft sich nicht im Verlust seines Besitzes und seiner Kinder, ja, noch nicht einmal in seiner Krankheit. Da ist noch mehr.

Hiob muss feststellen, dass der Glaube, den er sein Leben lang gehabt hat, ins Wanken gerät! Seine Theologie scheint unter dem Druck der Tatsachen zusammenzubrechen.

Die herrschende Theologie jener Zeit war einfach: So wie Gott den Gerechten seinen Segen gewährte, entzog er ihn den Sündern. Gesundheit und Reichtum waren untrügliche Zeichen dafür, dass jemand Gott auf seiner Seite hatte, Krankheit und Armut erwiesen sich als ebenso untrügliche Zeichen des göttlichen Zornes.

Hiob wusste in seinem Herzen, dass er nichts getan hatte, was ein solches Leiden verdient hätte, und doch brach es über ihn herein. Und alles, was er geglaubt hatte, alles, was seinem Leben Ordnung und Sinn gegeben hatte, alles, was er vermeintlich über Gott gewusst hatte – all das brach mit einem Mal zusammen.

Dies ist die größte Krise, die einen Menschen treffen kann. Unser ganzes Leben lang bauen wir, bewusst oder unbewusst, an unserem Glaubenshaus: Wir möchten, dass diese Welt eine Welt der Ordnung und Gerechtigkeit ist, regiert von einem weisen Schöpfer. Wenn diese innere Festung, die uns so viel Sicherheit gibt, fällt, dann wird unser Leben ein sinnloses Chaos – sofern wir nicht den Schleier des Geheimnisses durchstoßen und eine Erklärung finden, die den Sinn wiederherstellt. Und in den Tagen Hiobs hieß diese Erklärung: »Er hat gesündigt.«

Zum Glück hat diese Art Theologie heute ausgedient.

Oder?

Vor nicht allzu langer Zeit erhielt ich einen Rundbrief, worin der Schreiber sagte: »Ihre finanzielle Situation spiegelt Ihre geistliche Lage wider.« (Ironischerweise erhielt ich am gleichen Tag von demselben Pastor einen Bettelbrief, der mich dringend zu einer großzügigen Spende zwecks Begleichung ausstehender Rechnungen aufforderte.)

Dergleichen ist natürlich totaler Blödsinn – genauso wie der Versuch gewisser Leute, beweisen zu wollen, dass Jesus und seine Jünger in Wirklichkeit steinreich gewesen seien.

Tatsache ist: Wir bekommen Schuldgefühle, wenn etwas in unserem Leben schiefgeht. Da steht eine Mutter neben dem Bett ihres schwer kranken Kindes und flüstert: »Gott straft mich.« Wofür, das weiß sie selbst nicht, aber etwas muss es wohl sein. Oder ein Geschäftsmann sieht den Bankrott auf sich zukommen und fragt sich, welche Sünden er wohl begangen hat.

Vielleicht kennen Sie solche Situationen selbst – sonst hätten Sie dieses Buch vielleicht gar nicht in die Hand genommen. Vielleicht ist es ganz »normal«, daran zu glauben, dass unser Leiden das Ergebnis von Sünde in unserem Leben ist, und wir werden

immer superfromme Leute finden, die uns in solchen Gedanken bestätigen. Aber solche Leute stellen sich, wenn sie uns streng oder salbungsvoll zu »mehr Glauben« oder zum »Bekenntnis unserer Sünden« auffordern, eigentlich auf die Seite des Teufels. Oder auf die Seite der drei Freunde Hiobs.

Aber zurück zu Hiob. Wenn unser Leben aus den Fugen gerät und wir vor der dunklen Frage stehen, warum es gerade uns getroffen hat, sind auch wir wie einst Hiob gezwungen, neu über Gott nachzudenken und zu reden. Werden wir ihm trotz allem weiterhin dienen?

O Herr, wenn du damals vor dem Satan geschwiegen hättest, dann hätte Hiob nicht leiden müssen. Was sagst du vielleicht gerade jetzt, was mich ins Leiden führen kann? Warum sprichst du mit deinem Gegenspieler, dem Teufel – und nicht mit mir, deinem Kind?

Ich bin jeden Tag dankbar für den Freund, der bemerkte, dass Trauer einsam macht. Er meinte damit nicht nur, dass ich, der Trauernde, getrennt bin von dir, dem Glücklichen. Er meinte auch, dass gemeinsames Trauern die Leidtragenden voneinander trennt. Denn obwohl wir in unserer Trauer vereint sind, trauern wir doch verschieden. So, wie jeder Tod anders ist, hat auch jede Trauer ihr eigenes Wesen – ihr eigenes Ventil. Wir müssen der Trauer jedes Menschen ihren eigenen, individuellen Ausdruck lassen, ohne sie zu beurteilen. Ich mag es seltsam finden, dass deine Augen heute tränennass sind, aber gestern trocken waren, wo ich doch gestern geweint habe. Aber meine Trauer ist nicht deine Trauer.

Und noch etwas: Ich muss mich so anstrengen, das Leben wiederzugewinnen, dass ich dir nicht meine Hand hinstrecken kann, und du nicht mir die deine, sondern der Nichttrauernde muss uns beide anrühren. »Wann treffen wir uns mal?« – Das sagen die Leute, wenn sie glücklich sind.

Nicholas Wolterstorff, *Lament for a Son*

KAPITEL 13

Allein

Vor einiger Zeit aßen Kaye und ich mit einem anderen Pastorenehepaar in einem Restaurant zu Mittag. Die Frau meines Kollegen war seit Jahren stark manisch-depressiv. Wir sprachen über ihre Krankheit, und es zeigte sich, dass das mit der Krankheit verbundene Leid dieser Frau durch die Einstellung ihrer Freunde und Kollegen noch verstärkt wurde. Wie die meisten depressiven Menschen trug sie eine doppelte Last: die Krankheit selbst und die Ablehnung sowie Stigmatisierung durch ihre Mitmenschen. Ich erinnerte mich, irgendwo gelesen zu haben, dass diese Stigmatisierung der destruktivste Faktor bei der Behandlung und Genesung von psychisch Kranken ist.³⁹ Ich rief mir auch ins Gedächtnis, wie ein paar Wochen vor dem Tod unseres Sohnes ein christlicher Psychiater, der im ganzen Land Konferenzen über Familienprobleme abhielt, mich eingeladen hatte, als zweiter Redner bei einer entsprechenden Veranstaltung mitzuwirken. Nach Ronnies Selbstmord hörte ich jedoch nie mehr von ihm.

Als die Pastorenfrau mit stockender Stimme die zuweilen bizarren Phasen ihrer Depression beschrieb, nickte Kaye wiederholt und sagte: »Ja, so war das bei unserem Ronnie auch. Ja, das hat Ronnie ebenfalls gemacht.«

Plötzlich sprang die Frau fast von ihrem Stuhl hoch, die Augen weit, ihr ganzes Gesicht ein Bild der Erleichterung. »Ihr versteht mich ja!«, rief sie. »Ihr versteht mich ja!«

Ich staunte. War das denn dieser Frau genug? Wir boten ihr ja keine Antworten an, keine Lösungen. Aber sie hatte auch keine verlangt. Alles, was sie brauchte, war ein Mensch, der sie verstand. Sobald sie ihn gefunden hatte, war sie nicht mehr allein.

Jemand, der sagt: »Ich verstehe dich ...«

³⁹ Diana und Lisa Berger, *We Heard the Angels of Madness* (New York: William Morrow and Co., Inc., 1991), S. 185.

Das war mehr, als Hiob hatte.

Die letzte Katastrophe, die über Hiob hereinbrach, war eine entsetzliche lepraartige Krankheit, die damals als sicheres Zeichen des Gerichtes Gottes galt. Hiob hatte nicht nur die Schmerzen auszuhalten, sondern er war jetzt auch ein sozial Ausgestoßener, der in den Abfall- und Aschehaufen vor den Stadtmauern saß und seine Geschwüre mit einer Tonscherbe kratzte.

Da fand ihn seine Frau. Und sie sagte: »Hältst du noch fest an deiner Vollkommenheit? Sage dich los von Gott und stirb!« (Hi 2,9).

Welch eine Verständnislosigkeit!

Aber die Nachricht von Hiobs Unglück erreichte seine drei besten Freunde: Eliphaz, Bildad und Zophar. Sie kamen sofort, um ihn zu trösten. Mit Entsetzen sahen sie ihn in der Asche sitzen. Sie weinten laut, zerrissen ihre Gewänder und warfen Staub in die Luft.

Endlich. Verständnis. Mitleid.

Und dann setzten sich die drei Freunde neben ihn auf den Boden und schwiegen sieben Tage lang. Und nachdem sie sieben Tage so gesessen hatten und Hiob seine Klage vorgebracht hatte, ergriffen sie das Wort. Sie glichen Geiern, die auf den Tod des verdurstenden Wüstenwanderers warten.

Eliphaz sagte: »Deine Sünde hat den Zorn Gottes heraufbeschworen.«

Bildad sagte: »Gott macht keine Fehler. Er kennt deine Sünden, auch wenn du selbst sie nicht kennst.«

Zophar sagte: »Wer bist du, dass du die Wege Gottes infrage stellst? Du leidest wegen deiner Sünden.«

Trost aus dem Mund der Freunde? Verständnis?

Aber wie hätte es auch *anders* sein sollen? Ihre Theologie veranlasst Hiobs Freunde, die in ihren Reden erkennbare Argumentation zu wählen. Ihre vorgefertigten Lehren sind ihnen wichtiger als die Wahrheit. Sie kämpfen um ihr religiöses Leben. *Ihre* Gottesfurcht und *ihre* Gerechtigkeit stehen auf dem Spiel. Denn hier stellt *ein leidender Gerechter* ihre Theologie infrage, und das

darf nicht sein. »Ihre einzige Verteidigung besteht darin, ihren Freund zu verleugnen und sich von ihm abzuwenden. Wenn die Verleugnung *eines* Menschenlebens der Preis ist, den sie für die Erhaltung ihrer theologischen Struktur zahlen müssen, nun also, so sei es.«⁴⁰

Wir sind so versessen darauf, diese theologische Struktur zu schützen, dass wir vor schier nichts zurückschrecken, um ein Haar in Hiobs Suppe zu finden – irgendeine Sünde oder Schwäche, irgendetwas, womit er sein Unglück verdient hat. Und das, obgleich sowohl der Autor des Buches als auch Gott selbst (zweimal!) klarstellen, dass Hiob rechtschaffen ist.

Viele moderne Tröster im Stile der Freunde Hiobs überlesen geflissentlich Folgendes: Nach Gottes eigenen Worten in Kapitel 2,3 hat er es zugelassen, dass Hiob »ohne Ursache« ins Unglück stürzte (nicht sehr ermutigend für die Freunde des frommen positiven Denkens). Diese »Tröster« unserer Tage stürzen sich wie die Geier auf Hiobs Klage in Kapitel 3,25: »Denn ich fürchtete einen Schrecken, und er traf mich, und wovor mir bangte, das kam über mich«. »Aha!«, rufen sie aus. »Da haben wir es! Hätte Hiob nicht diese Ängste gehabt, hätte er nicht leiden müssen!«

Dieser Erklärungsversuch ist – einmal abgesehen davon, dass die Bibel ihn nicht akzeptiert – bestens dazu geeignet, überhaupt erst Ängste entstehen zu lassen: die Angst nämlich, dass ein einziges unbedachtes Wort oder ein entsprechender Gedanke mich ins Unglück stürzen kann. Welche Mutter etwa hat wirklich noch nie, keine Sekunde lang, den Tod ihres Kindes gefürchtet?

Nein, wer mit dieser Angst »argumentiert«, ist lediglich einem Aberglauben verfallen, der nicht zur Freiheit in Christus, sondern in die Knechtschaft des Bösen führt.

Gott stellt ganz klar: Was über Hiob hereinbricht, geschieht ohne Grund. Sicher, auf Gottes Seite gab es schon einen Grund. Aber nicht bei Hiob selbst.

⁴⁰ W. Lee Humphreys, *a. a. O.*, S. 105.

Wer diese Tatsache nicht akzeptiert, ist nicht besser als Hiobs drei Freunde, die als Tröster zu ihm kamen und ihn dann nur kritisierten, bevor Gott sie wegen ihrer Worte hart zurechtwies. Ein moderner Autor drückt es so aus:

Die menschlichen Verstehenshorizonte sind begrenzt und erfassen bestenfalls einen Teil der Wahrheit, und wer Hiob verstehen will, muss sich darüber klar sein. Wer keine unbeantworteten (ja, keine unbeantwortbaren) Fragen akzeptieren kann, ist außerstande, sich zu Schicksalsschlägen zu äußern. Das gilt auch für den, der sich weigert, Fragen zu stellen. *Platte Antworten verweigern Hiob die Anerkennung und das Mitleid, das sein Leiden und seine Integrität fordern.*⁴¹

Vom Rathaus zum Müllplatz

Hiob ist tief gefallen. Vorbei die Tage, wo Freunde sich um ihn scharten, ihm Anerkennung entgegenbrachten, seinen Rat suchten. Vorbei die Tage trauten Ehe- und Familienglücks.

Hiob steht – oder vielmehr sitzt – allein da. Alles hat er verloren, nur eines ist ihm geblieben: das Bewusstsein seiner Rechtshaffenheit, und daran klammert er sich fest.

Hiobs Leidensgeschichte verläuft in mehreren Phasen. Zuerst die tragischen Schläge, durch die er seinen gesamten Besitz, seine Kinder und schließlich auch noch seine Gesundheit verliert.

Und jetzt also die zweite Phase: Der leidende Hiob muss das Unverständnis seiner Freunde erfahren. Hören wir zu, wie er seine trostlosen Tröster anklagt:

Dem Verzagten gebührt Milde von seinem Freund,
sonst wird er die Furcht des Allmächtigen verlassen.

⁴¹ *Ebd.*, S. 115; Hervorhebung von mir.

Meine Brüder haben sich trügerisch erwiesen wie ein Wildbach,
wie das Bett der Wildbäche, die hinschwinden,
die trübe sind von Eis,
in denen der Schnee sich birgt.
Zur Zeit, wenn sie erwärmt werden, versiegen sie;
wenn es heiß wird, sind sie von ihrer Stelle verschwunden ...
Sie⁴² wurden beschämt, weil sie auf sie vertraut hatten,
sie kamen hin und wurden zuschanden.
Denn jetzt seid ihr zu nichts geworden;
ihr seht einen Schrecken und fürchtet euch.

(Hi 6,14-17.20-21)

Isoliert

Alles Leiden – ob seelischer bzw. körperlicher Art, ob es ein aufsässiges Kind ist, eine zerbrechende Ehe oder der drohende Konkurs – isoliert. Der Leidende lebt in einer anderen Welt. Seine Not drückt jedem Augenblick seiner Existenz ihren Stempel auf. Auf jeden Teil seines täglichen Lebens fällt ihr unheimlicher Schatten. Cynthia Swindoll hat ihren 15 Jahre andauernden Kampf mit der Depression so zusammengefasst:

»Depression ... schwarz wie tausend mondlose Nächte in einem Zypressensumpf. Unbeschreibliche Einsamkeit. Keine Gottesgewissheit mehr. Das ganze Leben ist fade und öde. Das Gefühl, verlassen zu sein, wertlos, nicht mehr liebenswert. Der Schmerz ist entsetzlich.«⁴³

Manchmal kommt es zu dieser Isolation, weil Gott in das Leben des Leidenden auf eine besondere, ungewöhnliche und vielleicht unkonventionelle Art eingreift. So ungewöhnlich und unkonventionell, dass die Mitmenschen meinen, es nur als Ge-

⁴² D. h. die Vorüberziehenden.

⁴³ Cynthia Swindoll, zitiert in: Don Baker, *Depression: Finding Hope and Meaning in Life's Darkest Shadow* (Portland, Oregon: Multnomah Press, 1983), S. 5.

richt oder Strafe verstehen zu können. Sie glauben, Gottes Wege zu kennen: So und nur so verfährt Gott. Und wenn er es plötzlich nicht so tut, können sie nur eine Schlussfolgerung ziehen: Dieser Mensch ist von Gott gestraft.

Wie Hiobs Freunde müssen sie, um ihre Glaubenswelt zu verteidigen, die Integrität des Leidenden infrage stellen.

Und so sitzt Hiob als Ausgestoßener in der Asche.

Einsamkeit

Isolation führt zur Einsamkeit. Weil Hiobs Freunde seine Not nicht verstehen, verstärkt ihr Besuch seine Einsamkeit nur noch. Man hat behauptet, dass die schrecklichste der Erfahrungen, die ein Mensch in den ersten Jahren seines Lebens macht, die Einsamkeit ist, und dass das Alleinsein vielleicht der größte Schmerz des Leidenden ist.⁴⁴

Da sitzt am Sonntagmorgen inmitten einer singenden, händeklatschenden Gemeinde eine Frau, deren Ehemann gerade bei einem Flugzeugabsturz umgekommen ist – und sie ist allein. Die Freude der anderen Gläubigen um sie herum verstärkt ihren Schmerz nur noch. Nein, sie wird nicht zum Abendgottesdienst zurückkommen.

Die Worte in Psalm 42 sprechen ihr aus dem Herzen:

Daran will ich mich erinnern und in mir ausschütten meine Seele, wie ich einherzog in der Schar, mit ihnen schritt zum Haus Gottes, mit der Stimme des Jubels und des Lobes – eine feiernde Menge (Vers 5).

Aber die allergrößte Einsamkeit kommt nicht aus der Isolation von Verwandten, Freunden und Mitmenschen, sondern aus dem

⁴⁴ John L. Maes, *a. a. O.*, S. 20.

nagenden Gefühl, von Gott verlassen zu sein. Das war es, was Hiob durchmachte. Und was ihn (und so oft auch uns) bitter machte.

Bitterkeit

Die Einsamkeit in Hiob 6 wird zur Bitterkeit in Hiob 7. Isolation, Einsamkeit, Bitterkeit – die Stufenleiter unbewältigten Leidens. Bitterkeit gegenüber dem Gott, der aber dennoch hinter diesem furchtbaren Schmerz und Elend steht.

Was ist der Mensch, das du ihn hochhältst
und dass du dein Herz auf ihn richtest
und alle Morgen ihn heimsuchst,
alle Augenblicke ihn prüfst?

Wie lange willst du nicht von mir wegblicken, nicht von mir
ablassen ...

Warum hast du mich dir zum Angriffspunkt gesetzt?

(Hi 7,17-20)

Dass Hiob so zu Gott spricht – kaum zu glauben, nicht wahr? Es erinnert uns daran, dass das Buch Hiob nicht eine Geschichte der passiven Unterwerfung, sondern der deutlich vernehmbaren Klage ist. Wir werden später noch sehen: Die Psalmen zeigen uns, dass ein solches Reden in der Gegenwart Gottes durchaus erlaubt ist.

Es fällt ins Auge, dass Hiob nicht über Gottes Abwesenheit klagt, sondern über seine Gegenwart. Gott ist ihm zu nahe gerückt. Die bittere Seele empfindet Gottes Gegenwart als so bedrängend, dass ihr gleichsam die Luft zum Atmen genommen wird.⁴⁵

⁴⁵ James L. Crenshaw, *A Whirlpool of Torment: Israelite Traditions of God as an Oppressive Presence* (Philadelphia: Fortress Press, 1984), S. 59-61.63.

Den modernen Leser mag es verwundern, dass Hiob keine Minute lang an der Existenz Gottes zweifelt. Menschen, die in unserer Zeit leiden, versuchen, das Geheimnis ihres Schmerzes ja oft dadurch in den Griff zu bekommen, dass sie entweder Gottes Existenz oder zumindest seine Allmacht leugnen. Hiob tut keines von beiden.

Für Hiob ist das Problem nie: »Gibt es Gott?«, oder: »Ist Gott allmächtig?« Sein Problem ist das *Wesen* Gottes: Was ist das für ein Gott, der seinen treuesten Freund scheinbar wie einen Feind behandelt? (Möglicherweise bedeutet der Name *Hiob* sogar »Feind« bzw. bzw. »angefeindet«.⁴⁶)

Als C. S. Lewis während des Krebsleidens seiner Frau mit Gott rang, fasste er seine Gedanken in diese Worte:

Nicht, dass ich ernsthaft in Gefahr stünde, den Glauben an Gott zu verlieren. Die eigentliche Gefahr ist, dass ich anfangs, solche grässlichen Dinge über ihn zu glauben. Die Schlussfolgerung, vor der ich Angst habe, ist nicht: »Es gibt also doch keinen Gott«, sondern: »So ist Gott also wirklich; mach dir nichts mehr vor.«⁴⁷

Und so bleibt die Frage: Diene ich Gott auch noch, wenn ich ganz allein dastehe? Oder, noch undiplomatischer ausgedrückt: Werde ich auch dann Gott treu bleiben, wenn es so aussieht, als ob er mir nicht mehr treu ist?

Einer meiner besten Freunde, Manley Beasley, starb 1990. Was seine vielen Freunde damals überraschte, war nicht sein Tod, sondern die Tatsache, dass er so lange gelebt hatte. 1970 hatte er nicht weniger als fünf schwere Krankheiten bekommen, davon drei, die seinen baldigen Tod erwarten ließen. Die nächsten 20 Jahre verbrachte er am Tropic – nein, nicht am medizinischen, sondern am geistlichen Tropic. Jesus wurde buchstäblich sein Leben. Manley drückte es so aus: »Ich lebe, weil Christus

⁴⁶ Ebd., S. 59.

⁴⁷ C. S. Lewis, *a. a. O.*, 1976), S. 5.

lebt.« Nachdem Manley in diesen 20 Jahren wohl mindestens ein Dutzendmal an den Rand des Todes kam, ist er jedes Mal stärker als zuvor ins Leben zurückgekehrt. Mindestens sechsmal bin ich ins Krankenhaus gefahren, um mich von ihm zu verabschieden, weil die Ärzte meinten, er würde die nächste Nacht nicht mehr überleben. Einmal sagte ich ihm: »Du bist der Mensch, dem man am schwersten ›Auf Wiedersehen‹ sagen kann.« Und trotz seiner Krankheiten arbeitete dieser Mann als Evangelist weiter für Gott und zeigte Tausenden in der ganzen Welt, was es heißt, im Glauben zu leben.

Bei seiner vorletzten Einlieferung ins Krankenhaus verlegte man ihn für mehrere Monate auf die Intensivstation. Als Kaye und ich ihn besuchten, waren wir uns sicher: Dies war ganz bestimmt das allerletzte Mal, dass wir ihn sahen! Dann fuhren wir nach Georgia, wo uns die Nachricht erreichte, dass Manley nicht etwa gestorben, sondern zum großen Erstaunen aller, nicht zuletzt seiner Ärzte, aus dem Krankenhaus entlassen worden war.

Ich rief ihn zu Hause an, und wir sprachen lange miteinander. Nach dem Gespräch schrieb ich ihm den folgenden Brief, datiert auf den 4. November 1988:

Unser eben geführtes Telefongespräch hat mein Herz auf verschiedene Weise angesprochen. Wie gut ist Gott, dass er uns unseren Herzenswunsch erfüllt und dich uns erhalten hat. Ich glaube, dein größter Dienst liegt noch vor dir, und nur wenige Menschen werden je ermessen, welchen Preis er dir abverlangt hat.

Seit einiger Zeit studiere ich jenen großartigen Bibelabschnitt in Römer 8 (Vers 31-39), und ich finde, dass ich meine Vorstellung von »Sieg« revidieren muss. Paulus zählt all das Böse, das in dieser Welt existiert und uns bedroht, in seinen mehr oder weniger aggressiven Ausdrucksformen auf und sagt dann, dass wir in all diesen Dingen Überwinder sind. Ja, wir sind mehr als Überwinder – »Super-Überwinder« steht hier. Das Wort bedeutet, dass wir über das bloße Überwinden, den

bloßen Sieg hinausgehen. Wir erringen nicht nur den Sieg an sich; wir erlangen etwas noch Größeres und Besseres. Der Sieg Gottes zeigt sich nicht unbedingt in der Errettung vor Hunger oder dem gewaltsamen Tod. Marinesoldaten können uns vor dem Tod durch Ertrinken retten und Rotkreuzmitarbeiter vor dem Hungertod, wenn sie in Dürregebieten Lebensmittel verteilen.

In Vers 35 zählt Paulus lauter unheilvolle, katastrophale Dinge auf: Drangsal, Angst, Verfolgung, Hungersnot, Blöße, Gefahr, Schwert.

Und dann, in Vers 38, führt er weitere Dinge bzw. Beteiligte auf: Tod, Leben, Engel, Fürstentümer bzw. Mächte und Gewalten, Gegenwärtiges, Zukünftiges, Höhe, Tiefe und alle anderen Geschöpfe.

All diesen Dingen und Wesen ist eines gemeinsam: Sie können uns nicht von der Liebe Gottes trennen. Eine überraschende Aussage. Würde *ich* über diese Dinge sprechen, würde ich den Schmerz und das Leid erwähnen, das sie verursachen. Ich würde von der Todesgefahr, der Angst und dem Schrecken reden, wodurch unser Herz bedrängt wird. Aber Paulus sagt nicht, dass der Sieg des Christen darin besteht, diesen Dingen zu entfliehen oder sie abzuschaffen. Für Paulus besteht der Sieg in Folgendem: Selbst die schrecklichsten Mächte und Ereignisse sind außerstande, »uns zu scheiden ... von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn«.

Was ist also der *größte* Erweis der Macht Gottes? Nicht, dass er den Schmerz oder den Tod wegnimmt, sondern dass er uns trotz allem und durch alles hindurch in der Liebe zu sich beharrt.

Und jetzt kommt das, worauf ich hinaus will: *Die Verzweiflung des Leidenden beruht nicht auf der Tiefe des Leidens, sondern auf der Tiefe seines Bewusstseins, von Gott getrennt zu sein.*

Du sagst, dass der Friede kam, als du endlich Gottes Hand ergreifen konntest. Das Leiden wurde nicht weniger dadurch,

es war so tief wie zuvor – aber die Trennung war nicht mehr da. Du spürtest, dass du nicht mehr von Gott getrennt warst. Jesus hat am Kreuz nicht den Schmerz, der durch die Nägel bzw. durch die Geißel verursacht wurde, oder die Schande seiner Nacktheit hinausgeschrien. Sein Verzweiflungsschrei war vielmehr: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?«

Die Angst und Verzweiflung, die ich in einem Krankenhaus verspüre, wenn ich mich zwischen Tod und Leben befinde, kommt meiner Ansicht nach nicht so sehr von den Schmerzen oder der Todesangst, sondern entspringt dem Eindruck, dass meine Verbindung zu Gott abgerissen ist. Ich spüre nicht mehr seine Gegenwart, ich halte nicht mehr seine Hand. Und wenn ich sie dann doch wieder spüre, ist das Trennungsgefühl weg, die Verzweiflung und Angst hören auf. Der Schmerz mag bleiben – die Verzweiflung nicht. Nicht Leiden, sondern Trennung untergräbt unser Gottvertrauen. Was meinst du? In alter Verbundenheit,

Ron

Nun, was meinen Sie?

Ich glaube, ein Autor hatte recht, als er sagte: *Freude ist nicht die Abwesenheit von Schmerz, sondern die Gegenwart Gottes.*

KAPITEL 14

Wenn Gott schweigt

Schweigen kann schrecklich sein.

Ich muss hier an Offenbarung 8,1 denken: »Als es (d. h. das Lamm) das siebte Siegel öffnete, entstand ein Schweigen in dem Himmel, etwa eine halbe Stunde.« Stille vor dem Sturm.

Gottes Schweigen kann furchtbar sein. Das Gefühl der Trennung von Gott, das ich im letzten Kapitel erwähnte, wird noch verstärkt, wenn Gott schweigt. Der in der Asche sitzende Hiob fordert Gott auf, endlich zu reden und zu sagen, was er gegen ihn vorzubringen hat. Hiob hat doch wohl das gute Recht, zu wissen, für welche Vergehen er so bestraft wird!

Dass Gott schweigt, ist für Hiob unerklärlich. Wie kann jemand, der so unverdient leidet wie er, das Wesen Gottes mit der Tatsache in Einklang bringen, dass dieser Gott schweigt?

Und so bringt Hiob seine Klage vor. Er schleudert Gott seine Fragen entgegen. Er verlangt von ihm, dass er seine Taten rechtfertigt.

Aber der Himmel schweigt. Beim ersten Lesen des Buches Hiob ist man vielleicht davon überrascht, dass Gott Hiob niemals erklärt, warum er so leiden muss. Selbst als dann alles vorbei ist, weiß Hiob immer noch nicht, warum er gelitten hat. Nie erfährt er von dem Gespräch zwischen Gott und dem Satan bzw. von dem, was darin ihn betraf.

Es gibt viele tief verletzte Menschen, die ihr Leben führen und schließlich sterben, ohne zu erfahren, warum ihr Leben aus den Fugen geraten ist. Wenn Gott nur endlich etwas sagen würde! *O Herr, ich will doch nur wissen, warum das alles passiert ist! Wenn du nur zu mir reden würdest! Nur ein kleiner Hinweis, nur ein Wort, bitte!*

Aber wir müssen wie Hiob die harte Lektion lernen, dass Gott sich niemandem erklären muss. Die Menschen brauchen ein Sys-

tem der Gerechtigkeit. Gott nicht. Gott setzt zwar fest, wie der Mensch sich im Leben verhalten muss, aber er selbst ist an diese Gebote nicht gebunden, wenn er nicht will.

Gott bricht sein Schweigen

Und dann redet Gott endlich doch. Endlich, jetzt wird er antworten! Nach 37 Kapiteln Schweigen werden wir Gottes Version der Geschichte hören.

Gut. Hören wir, was Gott Hiob aus dem Sturm heraus sagt:

Wer ist es, der den Rat verdunkelt
mit Worten ohne Erkenntnis?
Gürte doch wie ein Mann deine Lenden,
so will ich dich fragen, und du belehre mich!

(Hi 38,2-3)

Frei übersetzt heißt das: »Hiob, du hast ja keinen Schimmer davon, was überhaupt Sache ist. Mach dich bereit, mein Lieber, es ist Zeit, dass du mir ein paar Fragen beantwortest.«

Ich habe das dumme Gefühl, dass Hiob nicht ganz das bekommen wird, was er wollte. Aber wenigstens schweigt Gott nicht mehr.

Wo warst du, als ich die Erde gründete?
Tu es kund, wenn du Einsicht besitzt!
Wer hat ihre Maße bestimmt, wenn du es weißt?
Oder wer hat über sie die Messschnur gezogen?

(Hi 38,4-5)

Welch eine Überraschung! Gott beantwortet keine Fragen, er stellt Hiob welche. Und diese Fragen haben mit dem, was Hiob geschehen ist, überhaupt nichts zu tun. Gott scheint wie ein Richter zu sein, der auf das Hauptplädoyer in keiner Weise eingeht.

Gott hat jedes Recht

Endlich spricht Gott – und fordert Hiob auf, sich doch bitte einmal in der Schöpfung umzusehen. Er hält ihm das Universum vor: »Wo warst du, als ich die Erde gründete?« (Vers 4).

Was will Gott damit sagen? Er sagt, dass er jedes Recht hat, so zu handeln, wie er handelt. Gott allein hat das riesige All geschaffen. Nur er besitzt das Recht, es zu regieren. Wie er das tut, kann letztlich ausschließlich er beurteilen.

Und im Grunde will Gott sagen: »Wenn du, Hiob, schon in diesem Bereich meine Wege nicht verstehen kannst, wie willst du erst mein Handeln auf geistlichem Gebiet begreifen?«

Dies ist die erste Hürde. Und vielleicht die schwierigste. Wir werden nie fähig werden, die Enttäuschungen des Lebens zu bewältigen, wenn wir mit dieser Sache nicht klarkommen.

Gott begegnen – das heißt nicht, dass wir Antworten auf unsere Fragen bekommen. Vielmehr bedeutet dies, dass wir die richtigen Fragen lernen. Und die richtige Frage ist hier: »Hat Gott ein Recht, das zu tun, was er tut?«

Dies war die erste Frage, womit ich an dem Abend, da wir von Ronnies Tod erfuhren, konfrontiert war. Auf seinem Grabstein stehen die folgenden Worte aus Psalm 115,3: »Unser Gott ist in den Himmeln; alles, was ihm wohlgefällt, tut er.« Dies ist der Vers, der mir an jenem Abend als Erstes in den Sinn sprang.

Gott hat einen Grund

Schließlich antwortet Hiob Gott:

Ich weiß, dass du alles vermagst
und kein Vorhaben dir verwehrt werden kann.

(Hi 42,2)

Gott hat ein Ziel, sagt Hiob. Ich weiß vielleicht nicht, was es ist; es genügt, zu wissen, dass er eines hat.

Und darin besteht eine der ganz großen Lektionen des Buches Hiob: Unser Leiden hat eine Funktion in den Plänen Gottes. »Diese Tatsache verbindet unser menschliches Leben (gerade dort, wo es scheinbar keinen Sinn mehr gibt) mit Gottes Plan. Aus dem Schmerz wird ein Vorrecht; Leid wird zum Zeichen der Zuwendung Gottes.«⁴⁸

Gott hat eine Belohnung

Der Autor des Buches Hiob will uns noch ein Letztes zeigen: Gott hat eine Belohnung bereit.

Und der HERR wendete die Gefangenschaft Hiobs, als er für seine Freunde betete; und der HERR mehrte alles, was Hiob gehabt hatte, um das Doppelte ... Und der HERR segnete das Ende Hiobs mehr als seinen Anfang (Hi 42,10.12).

Hiobs Verwandte und Freunde feierten ein rauschendes Fest mit ihm; jeder schenkte ihm eine Kesita (d. h. eine große Silbermünze) und einen goldenen Ring.

Ich liebe diesen Satz: »Der Herr segnete das Ende Hiobs mehr als seinen Anfang.« Ich glaube, das will Gott bei uns allen tun. Er bewahrt, wie es Jesus bei der Hochzeit in Kana getan hat, den besten Wein immer bis zuletzt auf.

Wie belohnte er Hiob? Er gab ihm doppelt so viel, wie er vorher gehabt hatte. Im Einzelnen:

14 000 Schafe und Ziegen statt 7000.

6000 Kamele statt 3000.

2000 Rinder statt 1000.

1000 Esel statt 500.

⁴⁸ H. Wheeler Robinson, *a. a. O.*, S. 47.

Und sieben Söhne und drei Töchter statt sieben Söhnen und drei Töchtern. *Nanu, da muss ich falsch gelesen haben.* Noch einmal: Er hatte sieben Söhne und drei Töchter ... Nein, das kann nicht stimmen. Zehn Kinder hatte er doch schon gehabt, dann mussten es jetzt doch zwanzig sein. Oder stimmt meine Bibelübersetzung nicht?

Aber in Ihrer Bibel steht doch auch »sieben Söhne und drei Töchter«? Was ist das nur?

Halt, ich hab's! Er hatte ja wirklich 20 Kinder. Zehn hier auf der Erde und zehn im Himmel. Weil man nämlich einen Menschen, der in den Himmel kommt, nicht verloren hat.

Dr. Vance Havner war 40 Jahre lang Reiseprediger. Er heiratete erst, als er fast 40 Jahre alt war und es sich reiflich überlegt hatte, wie er sich ausdrückte. Weil er nie Auto fahren lernte, übernahm es seine Frau Sara, ihn zu seinen Vorträgen zu bringen, sofern beide nicht das Flugzeug oder den Zug nahmen. Die beiden waren unzertrennlich. Bis 1973, als Sara starb.

Danach sagte gelegentlich jemand zu Dr. Havner: »Ich habe gehört, dass Sie Ihre Frau verloren haben.«

Worauf er antwortete: »Nein, ich habe sie nicht verloren. Ich weiß genau, wo sie ist. Wenn Sie wissen, wo ein Mensch ist, haben Sie ihn nicht verloren.«

Und dann zitierte er das folgende Gedicht:

Uns nicht trennen kann der Tod,
denn ich weiß: Sie ist bei Gott.
Sie in Christus, er bei mir,
sind in ihm eins beide wir.

Eine letzte Anmerkung: Gott sagte zu Eliphaz, dass sein Zorn gegen ihn und seine beiden Freunde entbrannt sei, weil sie im Unterschied zu seinem Knecht Hiob nicht recht von ihm geredet hatten (vgl. Schlachterbibel). Dann befahl er ihnen, ein Opfer für ihre Schuld darzubringen, wobei er mit folgenden Worten fortfuhr: »Hiob, mein Knecht, möge für euch bitten; denn ihn will

ich annehmen, damit ich nicht an euch tue nach eurer Torheit; denn nicht geziemend habt ihr von mir geredet wie mein Knecht Hiob« (Hi 42,8).

Ist das nicht ein schönes Detail? *Wer viel leidet, der ist auch imstande, wirksam für andere zu bitten.*

Ob Gott eines Tages auch auf mich zeigen und in meinem Leben die Bestätigung dafür finden kann, dass er durch das Leiden sein Ziel mit mir erreicht hat?

DRITTER TEIL

WAS, WENN ICH NICHT WEITER WEISS? – GOTT IN DER DUNKELHEIT

*Zwei Ungeheuer drangen auf mich ein
und sperrten mich in ihren Folterturm –
im Herz der Elendsschrei »Allein! Allein!«
und in dem Wald der kalte Wintersturm.*

John Crowe Ransom

*Wer unter euch fürchtet den HERRN?
Wer hört auf die Stimme seines Knechtes?
Der in Finsternis wandelt und dem kein Licht glänzt,
vertraue auf den Namen des HERRN
und stütze sich auf seinen Gott!*

Jesaja 50,10

KAPITEL 15

Die dunkle Seite der Gnade

Vor ein paar Jahren saß ich zusammen mit vier Männern, alles prächtige Christen, und einem Verleger in einem Motelzimmer. Wir unterhielten uns darüber, welche Themen in christlichen Büchern besonders dringend behandelt werden müssten. Die entsprechende Palette reichte von Gebet sowie persönlichem Bibelstudium bis hin zum Ehe- und Familienleben. Eigentlich nichts Neues.

Als wir dann unsere Mittagspause machten, nahm das Gespräch »nichtdienstlichen Charakter« an. Und siehe da, bei meinen vier Kollegen brach plötzlich ausnahmslos die Ehrlichkeit hervor. Sie gestanden ein, dass es zurzeit in ihrem geistlichen Leben finster war. Einer gab zu, seit sechs Monaten nicht mehr Gottes Gegenwart gespürt zu haben, die anderen konnten nicht mehr richtig beten oder hatten keine Zuversicht mehr in ihrem Leben. Sie erfüllten ihre Pastorenpflichten natürlich weiter, predigten, machten Krankenbesuche, verkündigten das Evangelium, taten alles, was man so von einem Pastor erwartet. Aber sie spürten nicht mehr Gottes Gegenwart. Bei einem war es so schlimm geworden, dass er begonnen hatte, an seiner Erlösung zu zweifeln, was ihn in große Bedrängnis brachte – umso mehr, als er gerade erst ein höchst erfolgreiches Buch über das Leben des Christen geschrieben hatte.

Kurz gesagt: Alle vier Glaubensbrüder gingen durch ein finsternes Tal. Das war gewissermaßen gute Kunde für mich, weil ich gedacht hatte, dass ich der Einzige sei, den dies betraf.

Als wir nach dem Essen unser Arbeitsgespräch fortführten, stimmten wir alle darin überein, dass ein Buch zu diesem Thema nötig war, denn wir waren sicher nicht die Einzigen mit diesem Problem. Aber es wurde nichts aus dem Buch. Das Thema fand einfach keinen Anklang bei den entsprechenden Verlagen.

Unausweichlich und legitim?

Finsternis, Verzweiflung, Depression – sind dies legitime geistliche Erfahrungen? Der Prophet Jesaja sah es so: »Wer unter euch fürchtet den HERRN? Wer hört auf die Stimme seines Knechtes? Der in Finsternis wandelt und dem kein Licht glänzt, vertraue auf den Namen des HERRN und stütze sich auf seinen Gott« (Jes 50,10).

Was sagt Jesaja hier? Dass man einen gottesfürchtigen Menschen daran erkennt, wie er sich verhält, wenn es dunkel um ihn wird.

Jesaja zeichnet das Bild eines Menschen, der zu Fuß unterwegs ist. Während er seinen Weg dahinwandert, wird es plötzlich dunkel. Der hebräische Urtext besagt, dass er »in tiefster Dunkelheit wandert, ohne auch nur einen schwachen Lichtschimmer zu sehen, der ihm den Weg zeigen könnte«. Wenn es hell ist, weiß man, wo man ist. Man sieht, wo man hingeht, man kann die Wegweiser lesen und weiß, wie lange es noch bis zum Ziel ist. Wenn man Licht hat, kann man Hindernisse auf dem Weg erkennen sowie Freund und Feind unterscheiden. Licht – das bedeutet Wissen und Sicherheit.

Im Dunkeln habe ich nichts von alledem. Ich fühle mich allein, verraten und verlassen. Die Theologen haben einen lateinischen Fachausdruck dafür: *Deus absconditus* – »der verborgene Gott«. Richard Foster nennt dies »die Sahara des Herzens«. ⁴⁹

Die dunkle Nacht der Seele herrscht dort, wo kein Licht auf das »Warum?« unseres Leidens fällt. Dort hat dasjenige, was uns als Begnadigte zur Verfügung steht (Gebet, Anbetung, Singen, Gottes Wort), keine Wirkung auf den erschlaffenden Geist. Dort geht unser geistliches Empfinden verloren. Dort erscheinen die bewährten Formeln, Bücher, Freizeiten sowie Seminare leer und hohl. Dort entdecken wir, dass es Dinge gibt, die wir durch Gebet oder Lob scheinbar nicht überwinden können. Wir kön-

49 Richard Foster, *Prayer: Finding the Heart's True Home* (San Francisco: HarperCollins, 1992), S. 18.

nen tun, was wir wollen – dem Teufel entgegentreten, uns auf das Blut Jesu berufen – es hilft nichts; nichts kann unsere Dunkelheit erhellen.

Dunkler und dunkler

Doch diese »dunkle Nacht der Seele« ist eine unausweichliche, ja, legitime Erfahrung im Leben des Gläubigen. Sie ist »kein Trampelpfad, sondern eine Hauptstraße«⁵⁰. Zu allen Zeitaltern sind Heilige diese dunkle Straße gegangen. Man kann sogar sagen, dass sie ein Hauptthema in vielen Psalmen bildet:

Bis wann, HERR, willst du mich für immer vergessen? Bis wann willst du dein Angesicht vor mir verbergen? (Ps 13,2).

Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott: Wann werde ihm kommen und erscheinen vor Gottes Angesicht? Meine Tränen sind mir zur Speise geworden Tag und Nacht, da man den ganzen Tag zu mir sagt: »Wo ist dein Gott?« ...

Was beugst du dich nieder, meine Seele, und bist unruhig in mir? ...

Sagen will ich zu Gott, meinem Fels: Warum hast du mich vergessen? Warum gehe ich trauernd umher wegen der Bedrückung des Feindes? (Ps 42,3-4.6.10).

Und es gibt noch viele andere derartige Psalmen; ich möchte hier nur Psalm 22, 25, 39, 86, 88 und 109 erwähnen. Es gibt fast genauso viele Psalmen der individuellen und kollektiven Klage, wie es Lob- und Dankpsalmen gibt. Aber wir hören nicht viel über sie.

Und das ist merkwürdig, betrachten wir doch die Psalmen gemeinhin als das Gesangbuch der Christenheit. In vielen Ge-

⁵⁰ *Ebd.*, S. 18.

meinden erleben wir zurzeit eine wahre Renaissance des Lobes: Es werden wieder verstärkt Lieder gesungen, die auf Psalmtexte zurückgehen.

Warum singen wir in unseren Gottesdiensten nie Psalm 88? Ich weiß, warum. Hören Sie zu:

HERR, Gott meines Heils, am Tag habe ich geschrien und bei Nacht vor dir! Es komme vor dich mein Gebet! Neige dein Ohr zu meinem Schreien! (Vers 2-3).

Und dies ist der Hilferuf:

Denn satt ist meine Seele von Leiden, und mein Leben ist nahe am Scheol. Ich bin zu denen gerechnet, die in die Grube hinabfahren; ich bin wie ein Mann, der keine Kraft hat; unter den Toten hingestreckt, wie Erschlagene, die im Grab liegen, derer du nicht mehr gedenkst; denn sie sind von deiner Hand abgeschnitten (Vers 4-6).

Es wird noch schlimmer:

Du hast mich in die tiefste Grube gelegt, in Finsternisse, in Tiefen. Auf mir liegt schwer dein Grimm, und mit allen deinen Wellen hast du mich niedergedrückt. ... Meine Bekannten hast du mir von mir entfernt, hast mich ihnen zum Gräuel gesetzt; ich bin eingeschlossen und kann nicht herauskommen. Mein Auge verschmachtet vor Elend (Vers 7-10).

Sie wollen nicht mehr? Gut, überspringen wir den Rest, um gleich zum Ende zu gehen. Vielleicht wird doch noch alles gut.

Ich bin elend und verscheide von Jugend an; ich trage deine Schrecknisse, bin verwirrt. Deine Zorngluten sind über mich hingegangen, deine Schrecknisse haben mich vernichtet. Sie haben mich wie Wasser umringt den ganzen Tag, sie haben

mich allesamt umgeben. Freund und Genossen hast du von mir entfernt; meine Bekannten sind Finsternis (Vers 16-19).

Versuchen Sie einmal, diesen Psalm in Ihrem nächsten Gottesdienst als Loblied zu singen ...

Nein, besser nicht. Es wäre zu deprimierend.

Deprimierend, aber *real*.

Ich weiß, dass es real ist, weil es in der Bibel steht, weil ich es selbst erlebt und jede Woche in der Seelsorge mit Menschen zu tun habe, die gerade durch diesen Tunnel gehen müssen und ehrlich sagen können: »Mein einziger Begleiter ist die Finsternis.«

Die Tapfersten sprechen mich nach den Gottesdiensten an. Ich sehe, wie sie nervös abwarten, bis ich die letzte Hand geschüttelt, das letzte »Schönen Sonntag« gesagt habe. Manche geben es auf und gehen, aber andere warten beharrlich weiter, und wenn ich dann endlich allein bin, treten sie zu mir, den Blick gesenkt, die Stimme ein tonloses Flüstern. Finsternis.

Sie sind Außenseiter, weil ihre Not »ungeistlich« ist. Sie sind den anderen Gliedern der Gemeinde des mitfühlenden Gottes peinlich. Sie geben ungern zu, dass es Nacht in ihrer Seele ist – aus Angst, wieder die gleiche alte Leier anhören zu müssen: »Reiß dich zusammen.« – »Bekenne deine Sünden.« – »Gib dein Ich in den Tod.« – »Kreuzige dein Fleisch.« – »Sei dankbar für das, was du hast.« – »Sei froh, dass du nicht an Krebs erkrankt bist.«

Ich glaube, manche würden gern Krebs bekommen, wenn sie dafür aus ihrer Seelennacht herauskämen. Dann könnten sie wenigstens offen über ihr Leid reden und Hilfe sowie Trost suchen – und bekommen.

Jahreszeiten der Seele

In seinem Buch *A Cry of Absence*, das nach dem Tod seiner ersten Frau entstand, spricht Martin E. Marty über den »Winter des Herzens« – über jene eisigen Winde, die kommen, wenn Leid oder Tod zugeschlagen haben, über jene kalte Leere im Herzen. »Wenn eine Liebe stirbt oder der Geliebte fremd und fern wird, dann breitet sich der bittere Winterfrost in der Leere des Herzens aus ... Aber er kommt auch in die Einöde, die entsteht, wenn das Göttliche fern und das Heilige weit weg ist, wenn Gott schweigt.«⁵¹

Und der Winter, so Marty, ist genauso eine Jahreszeit der Seele wie der Sommer und Frühling. Aber er stößt auf wenig Verständnis. Wir dulden weithin nur die frohe »Gesinnung des geistlichen Sommersonnenscheins«.

Da sehnt sich jemand nach der ... Gegenwart des Heiligen Geistes. Er ruft einen Freund an, der als »vom Geist erfüllt« gilt. Der Freund meldet sich mit einem freudigen »Preis den Herrn!« Die beiden treffen sich persönlich: hier eine frierende Seele auf der Suche nach Wärme, dort rührige Begeisterung. Wie soll sich etwas verändern, wenn der »Geisterfüllte« nichts als Sommersonnenschein im Herzen duldet? Kein Stirnrunzeln überschattet sein Gesicht, die Lippen, früher missbilligend zusammengepresst, sind zu einem kosmetischen Lächeln erstarrt. »Der Wille des Herrn.« Kein Ohr für den Sturm des geplagten Herzens. Der Herr, so heißt es, hat uns doch Leben im Überfluss gegeben, und nur ein Sünder starrt noch die Leere in seinem Herzen an. Die Antwort ist doch Christus, der die Leere der Seele füllt.⁵²

51 Martin Marty, *A Cry of Absence* (San Francisco: Harper & Row Publishers, 1983), S. 2.

52 *Ebd.*, S. 2-3.

Marty weiter:

... Nicht jeder Gläubige ist der geborene Begeisterungschrist, der immer wieder Chorusse singt, mit den Armen herumfuchtelte und in die Hände klatscht. Mag sein, dass ein solcher Gottesdienststil das Richtige und Natürliche für bestimmte Personen in bestimmten Gegenden und sozialen Schichten ist. *Aber muss jeder Christ so sein?* Wollen wir den gesetzteren, etwas zugeknöpften Christen aus der warmen Stube der Gemeinschaft der Gotteskinder verbannen, weil er etwas zurückhaltender ist?⁵³

Ich habe Marty so ausführlich zitiert, weil ich es selbst nicht besser ausdrücken könnte. »Muss jeder Christ so sein?«, fragt er. Muss jeder den gleichen geistlichen Stil haben? Wir liegen voll daneben, wenn wir uns einbilden, dass alle Christen ihren Glauben auf die gleiche Art auszudrücken haben. Was für den einen die neuesten Chorusse sind, ist für den anderen getragener Gemeindegesang mit jahrhundertealten geistlichen Liedern wie »Jesus, meine Freude« oder »Lobe, den Herren, den mächtigen König der Ehren«. Wer behauptet, die erste Haltung sei Ausdruck lebendiger Anbetung und die zweite nicht, der zeigt damit nur, dass sein Verständnis von Anbetung recht oberflächlich ist.

Müssen wir alle gleich sein? Sollen wir Christus oder unseren Mitchristen ähnlicher werden? Aufgrund der Gnade und Erlösung Gottes werden wir nicht zu Plastikpuppen. Wir sind in Christus, aber wir sind immer noch Menschen, mit unserem ganz spezifischen Wesen, unserer ganz individuellen Persönlichkeit. Diese Persönlichkeit und diese Wesensart, die bei jedem etwas anders ist, sind Gott wichtig.

Ich habe den Verdacht, dass viele »Sommerchristen« in Wirklichkeit ein »Winterherz« haben. Sie verdrängen die Realität und nennen das Glauben. Aber sie wagen nicht, das zuzugeben,

53 *Ebd.*, S. 5; Hervorhebung von mir.

damit die Gemeinde der Begeisterten sie nicht aus ihrer Mitte verstößt.

Leiden und Schweigen

In manchen christlichen Kreisen muss der Leidende schweigen; seine Not offen auszusprechen, gilt als unanständig. Doch durch Schweigen wird die Dunkelheit nur noch größer. Wie wir bei Hiob schon sahen, ist der leidende Mensch zugleich der isolierte Mensch. Er erlebt sich als von Gott und Mitmenschen verlassen. Die Last des Leidens schweigend ertragen zu müssen, bedeutet, dass wir nur noch einsamer und isolierter werden.

Die Bibel fordert nicht zu einem solchen Schweigen auf; sie verbietet uns nicht, unser Leiden hinauszuschreien. Wollen wir irgendetwas von Hiob, Jeremia und David lernen? Wenn uns dies alles etwas sagen will, dann dies: Es ist richtig und wichtig, dass wir dem Schmerz unserer Seele Ausdruck geben. Manchmal ist ein Leid nur dann erträglich, wenn wir es aussprechen können.

Ich habe in meiner Finsternis eine wertvolle, befreiende Wahrheit gelernt: Ich darf Gott sagen, wie mir zumute ist. Er weiß es ja sowieso schon. Ich habe Gott nie etwas gesagt, was er nicht schon gewusst hätte. Er war angesichts meiner Worte nie schockiert und hat anschließend nie gesagt: »Das hätte ich aber nicht von dir gedacht.«

Der unverfügbare Gott

Israel musste ständig mit dem Problem kämpfen, dass Gott in der einen Situation machtvoll gegenwärtig und in der anderen offenbar fern und verborgen war. Das Volk legte in seinem Glaubensbekenntnis ein nachdrückliches Zeugnis von der Gegenwart Gottes ab; einer seiner Glaubensartikel bestand darin, dass Gott

mit ihm war. Und doch konnte Jesaja sagen: »Ja, du bist ein Gott, der sich verborgen hält, du Gott Israels, du Erretter« (Jes 45,15).

»Israel wurde wiederholt von der Erfahrung der Verborgenheit Gottes geplagt. Immer wieder machte die Diskrepanz zwischen glaubensmäßigen Überzeugungen und der Erfahrungsrealität dieses Problem zu einem zentralen Thema des Denkens der Frommen in Israel.«⁵⁴

Es ist ebenso erstaunlich wie lehrreich, dass die Israeliten, als sie die heiligen Schriften des Alten Testaments niederschrieben, diese Erfahrung nicht ignorierten oder zu verbergen suchten. Dies gilt ganz besonders für die Klage-Psalmen. Warum ließ man diese Psalmen nicht einfach weg? Wer seinem Glauben Attraktivität verleihen will, erwähnt doch solche Worte besser nicht.

In seinem Psalmen-Kommentar geht Walter Brueggemann auch auf Psalm 88 ein. Er führt dort aus, dass er in der Bibel steht, weil das Leben tatsächlich so ist und weil die Psalmen das ganze Leben und nicht nur einen Teil ansprechen. Ich habe weiter oben sinngemäß gesagt, dass Psalm 88 ein Psalm ist, worin ein Niedergedrückter zu Wort kommt. Aber das Ganze wird lebendig *ausgedrückt*. Es handelt sich nicht um einen Psalm »der stummen Depression. Er umfasst vielmehr lebendige Rede, die sich an jemanden richtet. In der Tiefe der Grube wissen die Israeliten, dass sie es immer noch mit Jahwe zu tun haben.«⁵⁵

Brueggemann findet es merkwürdig, dass die Christenheit in einer Welt, die immer stärker als desorientiert empfunden wird, weiterhin fast nur Lobpreispsalmen singt. Diesbezüglich möchte ich ihn ausführlich zitieren:

Meiner Überzeugung nach ist dieses Verhalten der Christen weniger ein evangelikales Dennoch des Glaubens als vielmehr eine dumpfe Verdrängung und ein verängstigter Selbstbetrug, der die Desorientierung des Lebens nicht anerkennen

54 Samuel Balentine, *The Hidden God* (Oxford: Oxford University Press, 1982), S. 172.

55 Walter Brueggemann, *The Message of the Psalms* (Minneapolis: Augsburg Publishing House, 1984), S. 80.

oder erfahren will. Der Grund für diese hartnäckige Betonung der Orientierung scheint mir nicht dem Glauben, sondern dem optimistischen Wunschdenken unserer Kultur zu entspringen.

Bedenkt man, wie viele der Psalmen Lieder der Klage und der Trauer über eine aus den Fugen geratene Welt sind, so muss eine solche Verdrängung und Beschönigung merkwürdig erscheinen. Dies gilt besonders dann, wenn sie von Menschen praktiziert wird, denen so viel an der Bibel liegt. Zumindest ist deutlich, dass Christen, die angesichts der rauen Wirklichkeit des Lebens weiter ausschließlich ihre »Halleluja-Lieder« singen, etwas ganz anderes tun als die Bibel selbst.⁵⁶

Ich möchte es noch einmal sagen: Ich schlage nicht vor, dass wir in unseren Gottesdiensten Psalm 88 singen. Aber unsere Gemeinden müssen endlich begreifen, dass das Leiden an der aus den Fugen geratenen Welt eine legitime geistliche Erfahrung vieler ihrer Glieder ist. Diese Betroffenen brauchen Hilfe und müssen angesprochen werden. Hören wir noch einmal Brueggemann:

Der Gebrauch dieser »Psalmen der Dunkelheit« mag von der Welt als *Akt des Unglaubens und Versagens* gebrandmarkt werden; für die Gemeinschaft der Glaubenden ist er ein *Akt mutigen Glaubens*, allerdings eines umgestalteten Glaubens. Er ist ein Akt mutigen Glaubens, weil er darauf besteht, die Welt so zu nehmen, wie sie ist, und nicht, wie wir sie uns vorstellen. Und er ist mutig, weil er darauf besteht, dass alle derartigen Erfahrungen mit dem Zustand der Unordnung ein legitimes Thema des Gesprächs mit Gott sind ... Es hat alles seinen Platz im Gespräch des Herzens. Teile des Lebens aus diesem Gespräch heraushalten zu wollen, heißt, Teilbereiche des Lebens aus der Souveränität Gottes herauszuschneiden.

⁵⁶ *Ebd.*, S. 51-52.

Und so lehren uns diese Psalmen, dass alles *zur Sprache gebracht ... und ... an Gott gerichtet* werden muss, der die letzte Bezugsperson für unser ganzes Leben ist.⁵⁷

Ich habe vorhin gesagt, dass es mich überrascht, dass die Israeliten bei der Niederschrift ihrer Glaubenserfahrungen diese dunkle Dimension ihrer geistlichen Kämpfe nicht ausgelassen haben. Aber noch erstaunlicher ist Folgendes: *Der Psalmist sagt*, wie ich beim Studium dieser Psalmen feststellen musste, *kein einziges Mal, dass er nicht mehr auf Gott vertraut*. Selbst in den dunkelsten dieser Psalmen erscheint Gott als derjenige, der in den Wirren und Nöten des Lebens zugegen ist und der diese Wirren und Nöte sieht. Es ist genau ein solch beharrlicher, Einspruch erhebender, klagender Glaube, dem die göttlichen Verheißungen gelten.

Aber jetzt will ich über eine andere Art von Dunkelheit reden.

⁵⁷ *Ebd.*, S. 52.

*Der Angstschrei der Seele erhob sich zu Gott:
»Herr, nimm Du den Schmerz!
Den Schatten, der stumm macht, die Welt, die doch Dein,
und martert das Herz,
die eiserne Kette, die bindet und drückt,
dass Flügel nicht fliegt –
Herr, nimm Du den Schmerz von der Welt, die doch Dein,
dass sie Dich mehr liebt!«*

*Es hörte der Herr diesen Schrei, und er sprach:
»Soll ich nehmen den Schmerz,
und mit ihm der Seele Bewährung und Kraft,
das standhafte Herz?
Soll ich nehmen das Mitleid, das Herzen verknüpft,
und Opferbegier?
Wollt ihr nicht mehr die Helden, die im Feuer den Blick
erheben zu mir?
Soll ich nehmen die Liebe, die teuer erkaufte,
wie hoch auch der Preis?
Könnt ihr wirklich entbehren auf dem Weg hin zu mir
den Christus am Kreuz?*

Autor unbekannt

KAPITEL 16

Noch dunkler als dunkel

Die allerdunkelsten Wege Gottes, die wir hier am wenigsten verstehen, werden einmal in der Ewigkeit im allerhellsten Licht seiner ewigen Liebe strahlen.

Friedrich von Bodelschwingh

»Zum Psychiater gehen nur Verrückte.«

Wie oft hatte ich diesen Satz gehört und zustimmend gelacht. Und jetzt starrte ich auf das Schild an der Tür, die ich im nächsten Moment öffnen würde: *Doktor der Psychiatrie*. Ich hatte zehn Jahre gebraucht, um zu dieser Tür zu kommen.

Alle sagten, dass wir den Selbstmord unseres Sohnes vorbildlich und als echte Christen bewältigt hatten. Und zuerst hatte ich das auch geglaubt. Waren wir nicht umgeben von gläubigen Verwandten und Freunden, erfuhren wir in diesen furchtbaren Tagen nicht, dass Gottes Gnade genug war und sein Friede allen Verstand überstieg? »Ihr seid ein herrliches Beispiel dafür, was es heißt, als sieghafte Christen zu leben«, schrieb uns ein lieber Freund.

Ironischerweise erlebten wir während Ronnies Krankheit den größten Aufschwung und die bemerkenswertesten Durchbrüche in unserer Gemeindefarbeit. Im Frühjahr 1970 schenkte Gott unserer Familie und Gemeinde etwas, das man nur als echte Erweckung bezeichnen konnte. Es geschahen Dinge, die man nur Wunder nennen konnte. Gebetsgruppen wurden gegründet, die rund um die Uhr und sieben Tage in der Woche aktiv waren. Fast täglich taten Menschen Buße, die mit dem Herrn ins Reine kamen. In unseren Gottesdiensten war Gottes Nähe förmlich greifbar. Wir lernten, was es heißt, im Geist zu kämpfen. »Preist den Herrn!«, wurde das Motto unserer Gemeinde. Wir glaubten ehrlich, dass wir durch Gebet und Lob jedes Problem überwinden konnten.

Als dann unser Sohn im Grab lag, dachten wir, unerfahren im Leiden, wie wir waren, dass das Schlimmste hinter uns lag. Das Schrecklichste, was Eltern geschehen konnte, war geschehen, und wir hatten es überlebt. Wie die Israeliten, die die Leichen der ertrunkenen Ägypter antreiben sahen, dachten wir, dass unsere Feinde vernichtet seien.

Dies waren die frühen 1970er-Jahre, also die Zeit vor der Flut von christlichen Lebenshilfebüchern, Seelsorgeangeboten und Familienseminaren. Unter Christen sprach man nicht über Depressionen oder den Tod bzw. den Trauerprozess – jedenfalls nicht in den Kreisen, in denen wir uns bewegten. Niemand sagte uns, dass wir nun einmal von einer traumatischen Katastrophe getroffen worden waren – ungeachtet dessen, wie gut wir die Situation im Augenblick zu bewältigen schienen. Kaye und ich hatten niemanden, der uns an die Hand nahm und während des Trauerprozesses begleitete. Hätten wir jemanden gehabt, wäre uns vielleicht das, was jetzt folgte, erspart geblieben.

Depression – das schwarze Loch

In den ersten Monaten des Jahres 1976 glitt ich langsam in ein dumpfes Unbehagen, eine Art stumme Verzweiflung hinein. Unser Ronnie war tot – ja, er hatte Selbstmord begangen. So war das also. Hieß das nicht, dass die glücklichen Tage meines Lebens hinter mir lagen, dass das Beste vorüber war? Egal, wie viel Gutes die Zukunft noch bereithielt – so gut wie in der Vergangenheit konnte es nie mehr werden.

Die ersten ernsteren Symptome kamen, als ich eines Abends auf der ersten Bank in unserer Gemeinde saß und auf den Beginn des Gottesdienstes wartete. Urplötzlich packte mich die Angst – eine undefinierbare, aber sehr reale Angst. Heute Abend predigen? Unmöglich. Gleich zur Kanzel gehen und zu all den Leuten reden – auf keinen Fall! Aber ich musste es doch, in zehn Minuten war es so weit. Deshalb ging ich hinaus auf einen dunk-

len Korridor, lief wie ein Tiger im Käfig hin und her und flehte Gott an, mich durch den Gottesdienst zu bringen.

Und er brachte mich durch. Aber schon bald kam der nächste Gottesdienst mit Angstattacken. Und der übernächste. Ich begann, mich rar zu machen. Kaum waren die Gottesdienste zu Ende, verließ ich das Gemeindehaus. Ich ging den Menschen aus dem Weg. Damals muss ich wohl den Ruf bekommen haben, ein Einzelgänger zu sein. Einmal sagte ein Pastor, als er mich seiner großen Sonntagmorgengemeinde vorstellte (und das auch noch in einem vom Fernsehen übertragenen Gottesdienst!): »An Ron Dunn kommt man nicht so leicht heran.«

Als es mir ein paar Jahre danach besser ging, war eines der ersten Anzeichen dafür, dass ich wieder gern mit anderen Menschen zusammen war.

Zusammen mit meiner Angst kamen auch die körperlichen Beschwerden, die ich in Kapitel 4 erwähnt habe. Sie verstärkten meine Depression noch (die ich noch nicht als solche erkannt hatte).

Verstehen Sie – ein Christ, und dann noch ein Pastor, vom Schlage eines fundamentalistischen »sieghaften Christen« aus den US-Südstaaten, durfte keine Depressionen haben! Er ging auch nicht zu Psychiatern, und christliche Psychiater gab es ja sowieso nicht (für einige Christen gibt es sie heute noch nicht). Und wozu auch? Man hatte doch die Bibel ... Und solange wir weiter Leib und Seele auseinanderreißen, werden wir in diesem Denken verharren.

»Depression ist eine Störung der seelischen Stimmung, die sich gegenüber dem Ich ... so merkwürdig schmerzlich und ungreifbar äußert, dass sie fast nicht zu beschreiben ist. Wer sie nicht selbst in ihrer extremen Form durchgemacht hat, kann sie daher so gut wie nicht verstehen.«⁵⁸

Die Fachliteratur zum Thema Depressionen ist kaum noch zu überblicken, eine Theorie über ihre Ursachen löst die andere ab.

⁵⁸ William Styron, *Darkness Visible: A Memoir of Madness* (New York: Random House, 1990), S. 7.

Der Satz »Depression hat viele Gesichter« steht in irgendeiner Form in fast jedem Buch, das ich zu dem Thema gelesen habe. Dr. Grace Ketterman führt das Entstehen von Depressionen auf das Zusammenwirken von vier Faktoren zurück.⁵⁹

1. Erbliche Veranlagung
2. Verhaltens- und Denkmuster in der Familie
3. Einfluss der Umgebung
4. Stress

Depressionen können genauso ernst werden wie jede andere Krankheit, etwa Diabetes oder Krebs. Unser manisch-depressiver Ronnie war genauso selbstmordgefährdet wie ein Krebspatient im letzten Stadium. Einem Depressiven zu sagen, dass er doch nur die Bibel braucht, ist etwa dasselbe, wie wenn man einem Chirurgen sagt, dass er zur Entfernung eines Tumors nur die Bibel braucht.

Missverstehen Sie mich nicht. Ich bin davon überzeugt, dass man bei vielen Problemen – etwa bei gewissen Arten der Depression, bei Zorn, Bitterkeit, Ehe- und Familienkrisen – in der Tat die Bibel braucht, oder genauer gesagt: Wenn Christus in der Kraft seines Geistes durch das Wort Gottes an dem Betroffenen wirkt, sind die besten Chancen auf Heilung gegeben.

Aber es geht hier noch um mehr. Ich hatte alle geistlichen Waffen, die ich kannte, gegen meine Depressionen ausprobiert. In seinem Buch *The Masks of Melancholy* bemerkt Dr. John White:

Leider neigen Christen dazu, ihre Depressionen nur rein geistlich zu sehen. Sie meinen, sie hätten Gott irgendwie enttäuscht. Auch fromme Juden verfallen dieser rein religiösen Deutung ihrer Erfahrungen. Und ein Seelsorger, der in dem gleichen Denkschema befangen ist, kann bei dem einen Klienten völlig korrekt ein geistliches Problem diagnostizieren,

59 Grace Ketterman, *Depression Hits Every Family* (Nashville: Oliver Nelson, 1988), S. 16-19.

aber die Depressionskrankheit bei dem anderen übersehen, sodass er Glauben verlangt, wo Glaube nicht möglich ist, oder zum Loben auffordert, wo das Herz verdorrt ist wie eine Backpflaume.⁶⁰

Wo dies geschieht, werden oberflächlich die Symptome behandelt, während die Krankheit weiter fortschreitet.

Achtung, Risiko!

Im Juni 1994 sprach ich auf einem Gebetstreffen, das jedes Jahr in Verbindung mit der jährlichen Konferenz der Southern Baptist Convention in den USA stattfindet. Das Treffen ist in erster Linie für Pastoren und ihre Ehefrauen gedacht. Vor etwa 1300 Gästen gab ich meine Erfahrungen weiter, über die ich gerade in diesem Kapitel berichte. Eine Woche nach der Konferenz erhielt ich einen Brief von einem Pastor, der mir dankte, dass ich ohne Rücksicht auf meinen guten Ruf so mutig gesprochen hatte und das Risiko der Offenheit eingegangen war.

Guter Ruf? Mut? Risiko? Bloß weil ich zugegeben hatte, dass ich zehn Jahre lang mit furchtbaren Depressionen gekämpft hatte und schließlich zu einem Psychiater gegangen war? Was hatte ich da angestellt? Und über 6000 Kassetten mit meiner Rede waren an Pastoren in ganz Amerika verschickt worden ...

Ehrlich gesagt, ich habe mich gefragt, ob ich dieses Kapitel wirklich schreiben sollte. Ich weiß genau: Egal, wie vorsichtig ich mich ausdrücke, irgendjemand wird mich immer missverstehen. Die einen werden meine »Enthüllungen« abstoßend finden; »darüber spricht man nicht«. Andere werden behaupten, dass der Herr Pastor Dunn halt zu viel Sünde und zu wenig Glauben gehabt habe. Ja, das Risiko ist da.

60 John White, *The Masks of Melancholy* (Downers Grove: InterVarsity Press, 1982), S. 77.

Und ich muss auch Christian Beker zustimmen, wenn er schreibt, dass »persönliche Erfahrungen den Leser unangenehm aus seiner Freiheit, sich seine eigenen Gedanken zu machen, herausreißen können.«⁶¹

Ich habe nur einen Grund für mein Bekenntnis: Ich kann die Schrecken der Depression einfach nicht vergessen: den unerträglichen Schmerz, die Einsamkeit, die Hilflosigkeit, die Isolation, die bodenlose Verzweiflung.

Und ich bin ja keine Ausnahme. Ich will, dass die anderen wissen, was ich mitgemacht habe, und dass Hilfe möglich ist. Ich habe während meiner Depressionsjahre eine schmerzliche Lücke im Angebot des bibeltreuen Spektrums entdeckt. Es gab keinen Raum für den Christen, in dessen Seele es »Winter« war. Ich fand keine Hilfe in christlichen Büchern (vielleicht gab es auch schon welche, und ich habe sie übersehen), bei Seminaren oder Konferenzen. Predigten über das Thema? Fehlanzeige. Zum Glück hat sich hier inzwischen manches verändert.

Meine Depression (die ich damals noch nicht als solche erkannt hatte) verschlimmerte sich zusehends. Ich zog mich immer mehr in mich selbst zurück und begann, Familie und Beruf zu vernachlässigen. Es ist furchtbar, aber jahrelang hatten meine Kinder keinen Vater.

Ich war einfach nicht da, hatte mich in meine eigene dunkle Welt zurückgezogen. Ich las irgendwo, dass Depressionen erblich sein können, und begann mich zu fragen, ob ich nicht am Ende »schuld« an Ronnies Krankheit war – und ob ich womöglich so enden würde wie er. Nicht mehr da zu sein bzw. vergessen zu können – das schien die einzige Hilfe gegen den Schmerz zu sein.

Vergessen. Was für ein süßer Gedanke! Dem unbarmherzigen Folterknecht entfliehen, irgendwohin. Obwohl ich nicht glaube, dass ich jemals ernsthaft an Selbstmord dachte; immerhin hatte ich nach Ronnies Tod das ganze Elend durchgemacht, das ein

61 J. Christian Beker, *Suffering and Hope* (Philadelphia: Fortress Press, 1987), S. 9.

Selbstmord in eine Familie bringt. Die Trauer, die hilflose Wut – ich kannte sie zu gut.

Die Symptome entwickelten sich immer rascher. Schreckliche Symptome. Zum Beispiel Gedächtnislücken. Ich las ein Buch – und wusste hinterher nicht mehr, was darin stand – ja, noch nicht einmal, dass ich es gelesen hatte. Man erinnerte mich an Telefongespräche, von denen ich nichts mehr wusste. In Houston entdeckte ich eines Morgens nach dem Aufwachen in meinem Motelzimmer einen zweiten Schlüssel und eine Ausgabe des *Wall Street Journal*, die beide am Abend noch nicht da gewesen waren. Die Rezeption klärte mich auf, dass ich um drei Uhr nachts in die Lobby gekommen war, um eine Zeitung zu holen, und dass ich meinen Schlüssel in meinem Zimmer vergessen hatte. Oder ich begann einen Satz und brach ihn wieder ab, weil die Worte nicht kommen wollten.

Mein Selbstvertrauen wurde brüchig, ich traute mir selbst nicht mehr. Ohne Kaye war fast alles zum unüberwindbaren Problem geworden. Sie erinnert sich noch gut daran, wie ich in dieser Zeit mit gesenktem Kopf und hängenden Schultern wie ein alter Greis durch das Haus schlurfte. Immer häufiger bekam ich plötzliche Panikanfälle, bei denen mein ganzer Körper derart überdreht war, dass es mir in den Zähnen und Fingerspitzen kribbelte. Oder ich blieb auf einmal in der Mitte des Raumes stehen und starrte leer vor mich hin.

Es war Kaye, die als Erste den Verdacht hatte, dass ich an Depressionen litt. Ich erinnere mich noch gut an jenen Morgen. Wir hielten uns gerade in Little Rock auf. Es war Sonntag, und ich sollte einen Gottesdienst halten. Aber ich konnte nicht aus dem Bett, lag einfach da und weinte vor mich hin, wie schon so oft, wenn Kaye nicht dabei gewesen war. Aufstehen, duschen, rasieren, Zähne putzen, Haare kämmen, ein Hemd aussuchen, anziehen und zuknöpfen, eine Krawatte umbinden, Schuhe anziehen, zum Auto gehen – tausend unüberwindbare Hürden!

Als der Gottesdienst vorbei war, kam ein junger Mann zu mir und sagte: »Ich habe gehört, Sie haben Probleme mit dem

Magen. Ich glaube, ich kann Ihnen helfen.« Er war Arzt und Spezialist für Magenkrankheiten. Ich suchte ihn gleich am nächsten Morgen auf, und er stellte mir hundert Fragen. Zum ersten Mal begann ich, mich zu öffnen. Das war der Beginn meiner Heilung; die Magenprobleme waren schon bald unter Kontrolle.

Aber die eigentlichen Depressionen blieben, und ich sah schließlich ein, dass ich »mehr« Hilfe brauchte. Eines Tages rief ich von Tulsa aus Kaye an und sagte ihr: »Ich halte es nicht mehr aus, such mir bitte einen Psychiater.« Was sie sofort tat. Eine gute Freundin empfahl ihr einen vorzüglichen christlichen Therapeuten. Und ich öffnete seine Praxistür und ging hinein.

Beim Schreiben dieses Buches habe ich in vielen Teichen gefischt, wie Sie, vielleicht etwas beunruhigt, sicher schon bemerkt haben. Nicht jeden Fisch, den ich fange, behalte ich; viele werfe ich wieder zurück. Aber den nächsten habe ich dankbar behalten. Ich fing ihn in dem Seelsorgebuch *The Care of the Soul* von Thomas Moore. In dem Kapitel »Gaben der Depression« schreibt Moore:

In einer Gesellschaft, die sich gegen das Tragische im Leben abriegelt, muss die Depression als unerträglicher Feind erscheinen. Doch gerade in solchen lichtsüchtigen Gesellschaften wie der unsrigen werden Depressionen ungewöhnlich stark ... Vielleicht müssen wir einen Sinn für die dunklen Stimmungen entwickeln ... Die Melancholie gibt der Seele die Gelegenheit, eine Seite ihres Wesens auszudrücken, die genauso göltig ist wie die anderen, aber die wir in unserer Abneigung gegen das Dunkle und Bittere verdrängen.⁶²

Erinnern wir uns an den Blindgeborenen in Johannes 9. In Kapitel 10 sagte ich, dass ein kerngesunder Mensch Jesus an jenem Tag nicht viel genützt hätte, um das Wirken Gottes zu zeigen. Er

62 Thomas Moore, *Care of the Soul* (San Francisco: HarperCollins Publishers, 1992), S. 137-138.

brauchte einen Menschen mit einem unbeantworteten »Warum?« in seinem Leben.

Vor ein paar Jahren jätete ich das Unkraut im Rasen meines Vaters. Ich weiß nicht, wie es bei Ihnen ist, aber mir kommen die größten Erkenntnisse oft nicht beim Gebet in der Zurückgezogenheit, sondern bei ganz normalen Alltagsbeschäftigungen. Ich jätete also und dachte dabei über meine letzten Pastorenjahre nach. Und auf einmal erkannte ich, dass auf sie ein ganz bestimmtes Wort zutraf. Es war nicht mein eigenes Wort, sondern kam von meinen Zuhörern: *Ermutigung*. Ich hatte das noch nie so gesehen, aber in der letzten Zeit hatten mich immer wieder Gemeinden ohne Pastor angerufen und gebeten, doch zu kommen, sie bräuchten jemanden, der sie ermutigte.

Ich hatte nie geplant, ein Prediger der Ermutigung zu werden; es ergab sich einfach so. Aber als ich da so beim Jäten war, begriff ich auf einmal: *All diese aufbauenden Predigten hast du ja während der dunkelsten Tage deines Lebens entworfen und gehalten!*

KAPITEL 17

Wenn die Lichter ausgehen ...

... ist man manchmal selbst schuld.

Als unsere Kinder noch klein waren, hieß das Wort »Urlaub« für uns, dass wir für ein paar Tage in einem Motel abstiegen und im Hallenbad der betreffenden Stadt herumtobten bzw. im Restaurant aßen. Wir fanden das supertoll. Sie sehen, wir waren damals noch bescheiden.

Eines Sommers besuchten wir für ein paar Tage Kayes Eltern in Little Rock (Arkansas) und fuhren anschließend weiter nach Hot Springs. Hot Springs hat dem Touristen jede Menge zu bieten, aber wir verpassten das meiste, weil wir einfach nicht aus dem Hallenbad herauskamen. Warum sollte man auch durch die Gegend fahren, um dies und jenes zu besichtigen, wenn man währenddessen Bauchplatscher üben kann?

Ich fuhr eine gewisse Zeit vor den anderen zurück nach Hause, da ich in Dallas predigen musste. Es war gegen 24 Uhr, als ich ankam, und die Augustnacht war drückend warm. Ich öffnete die Haustür und schaltete das Licht ein. Es tat sich nichts, offenbar war die Glühbirne im Flur kaputt. Und wie warm es in der Wohnung war! War vielleicht etwas mit der Klimaanlage?

Ich stolperte im Dunkeln herum und fand den nächsten Lichtschalter. Nichts. Drei Schalter weiter dämmerte es mir, dass wahrscheinlich der ganze Strom ausgefallen war. Kein Wunder, dass die Klimaanlage nicht funktionierte. Ich suchte und fand eine Kerze sowie eine Streichholzschachtel, worauf ich einen Zettel an der Haustür lesen konnte, der ganz wie eine behördliche Mitteilung aussah: *Da Sie Ihre Stromrechnung immer noch nicht bezahlt haben, sind wir leider gezwungen usw.* Nicht, dass uns das Geld gefehlt hätte. Rechnungen waren damals mein Revier, und ich war, nun ja, nicht immer der Ordentlichste. (Inzwischen ist längst meine Frau unser Finanzminister.)

Als Nächstes erinnerte ich mich an das Fleisch im Gefrierschrank. Ein paar Tage vor unserem Urlaub hatte ein Gemeindeglied, das seine Tiefkühltruhe aufräumte, uns mehrere Pfund Hirschfleisch als freundliche Gabe für den Pastor gebracht.

Mit fehlen die Worte, um den Geruch zu beschreiben, der mir entgegenschlug, als ich den Gefrierschrank öffnete. Pfundweise verdorbenes Fleisch, großzügig gekrönt von mehreren Litern geschmolzenem Schokoladeneis.

Seit dieser Nacht finde ich Kerzenlicht nicht mehr romantisch. Mehrere Stunden lang säuberte ich bei dem Schein der elenden Funzel den Gefrierschrank von seinem breiigen Inhalt: Hirschfleisch, Schokoladeneis, Gemüse – alles.

Und das Schlimmste war: Ich war selbst schuld. Ich glaube, Sie sehen, worauf ich hinauswill. Manchmal gehen die Lichter aus, weil wir Gott zu lange die kalte Schulter gezeigt oder ihm schlicht nicht gehorcht haben. Sie wissen sicher, was man in solch einem Fall tun muss.

Aber für die Art Dunkelheit, die Jesaja 50,10 beschreibt, gilt etwas anderes. Jesaja sagt: »Der in Finsternis wandelt und dem kein Licht glänzt, vertraue auf den Namen des HERRN und stütze sich auf seinen Gott.«

Weitergehen

Auf einer christlichen Konferenz fragte mich eine Frau: »Was soll man machen, wenn man nicht weiß, was man machen soll?«

Wir sprachen über Gottes Führung darüber, und wie man seinen Willen erkennt. Ich überlegte einen Augenblick und sagte dann: »Einfach weitermachen.«

Wenn wir nicht wissen, was wir machen sollen, dann sollten wir einfach weitermachen. So sagt auch Jesaja.

Wenn die Lichter ausgehen, bleiben wir stehen. So sieht unsere natürliche Reaktion aus, und diese ist manchmal auch völlig richtig. Als ich im Anschluss an eine einwöchige Konferenz

nachts nach Hause zurückfuhr, gingen plötzlich beide Scheinwerfer aus. Ich brauchte Gott nicht lange zu fragen, was ich zu tun hatte. Ich blieb am Straßenrand stehen und wartete, bis der Morgen kam. Das war das einzig Richtige.

Aber nicht im geistlichen Leben. Jesaja sagt, dass der Mensch, der Gott fürchtet und seine Gebote befolgt, weitergeht, auch wenn es dunkel wird. Nach der Grammatik des hebräischen Urtextes ist dies eine Eigenschaft des Dieners, der seinem Herrn vertraut.

Einer der Männer in dem Motelzimmer, die ich in Kapitel 15 erwähnte, berichtete, dass er trotz der inneren Dunkelheit in seinem Leben weiter jeden Tag die Bibel las und betete.

Was sollen wir tun, wenn uns die Gebete in der Kehle stecken bleiben wollen und Gott sie scheinbar nicht hört? Weiterbeten. In einer der besonders schlimmen Phasen meiner Depression, als scheinbar keinerlei Aussicht auf Heilung mehr bestand, wurde Kaye, die immer treu für mich gebetet hatte, entmutigt. »Ich bete und bete, aber es scheint nichts zu bringen«, sagte sie.

»Hör nicht auf!«, antwortete ich. »Ich komme da schon noch durch. Deine Gebete werden erhört werden.«

Und sie wurden erhört.

Machen Sie weiter. Beten Sie, lesen Sie die Bibel, erzählen Sie anderen Menschen von Christus, gehen Sie zur Gemeinde, singen Sie die Lieder mit. Wenn Sie nicht wissen, was Sie machen sollen, dann machen Sie weiter.

Nicht das eigene Licht

Hören wir weiter auf Jesaja. Nachdem er uns befohlen hat, in der Finsternis Gott weiterhin zu vertrauen, fährt er fort:

Siehe, ihr alle, die ihr ein Feuer anzündet, mit Brandpfeilen euch rüstet: Hinweg in die Glut eures Feuers und in die Brandpfeile, die ihr angesteckt habt! Das geschieht euch von meiner Hand; in Herzeleid sollt ihr daliegen (Jes 50,11).

Von Menschen gemachte Lichter können trügerisch sein. Als ich Gemeindepastor war, hatte ich immer Angst vor Trauungen. So viel kann bei einem derartigen Anlass schiefgehen. So zog ich z. B. etwa eine Stunde vor einer Samstagstrauung einen neuen Smoking an. Bei der Anprobe vor ein paar Tagen hatte er gepasst, aber inzwischen hatte irgendjemand Pfusch gebaut: Die Hose saß zwar perfekt, aber in der Jacke war genügend Platz für den Bräutigam und mich. Ich tat das Naheliegende und rannte erschrocken in das betreffende Geschäft, um die Jacke umzutauschen. Ich probierte die neue Jacke gleich im Laden an, und sie saß wie angegossen. Aber als ich in die Sonne hinausging, stellte ich fest, dass es verschiedene Schwarztöne gibt und ich zwei davon trug. Zum Glück fand die Trauung im künstlichen Licht des Gemeindehauses statt, sodass niemand den kleinen Schönheitsfehler bemerkte.

Mal ehrlich: Wie oft haben Sie schon Ihre Socken ans Fenster gehalten, um herauszufinden, ob sie nun schwarz oder blau waren? Künstliches Licht ist eine tückische Sache.

Abraham musste das erfahren, als kein Licht am Verheißungshorizont schien, weil Sara weiterhin unfruchtbar war, und er sein eigenes Feuer mit Hagar anzündete. Mose erfuhr es, als er den Ägypter getötet hatte. (Hatte er etwa vor, Israel zu befreien, indem er alle paar Wochen einen Ägypter umbrachte?) Und dann natürlich Petrus, der im Garten Gethsemane sein Schwert zog.

Wir sind oft so versessen darauf, dass endlich etwas geschehen muss, dass wir kurzerhand ein bisschen nachhelfen. Wir starren auf die Tat, der Täter ist uns egal.⁶³ Wir zünden selbst ein Licht an und hoffen, so die Dunkelheit vertreiben zu können.

Dabei will uns Gott gerade in der Dunkelheit so manche Lektion vermitteln. Oswald Chambers sagt, dass Gott zuweilen den uns zgedachten Segen zurückzieht, damit wir lernen, ihm noch

63 Manuel de Unamuno, *The Private World* (Princeton: Princeton University Press, 1984), S. 44.

mehr zu vertrauen.⁶⁴ Zu Beginn des Johannesevangeliums heißt es: »Das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht erfasst« (Joh 1,5).

Wissen Sie, was Dunkelheit ist? Die Abwesenheit von Licht. Klingt trivial, oder? Aber was passiert denn, wenn Sie nachts in einem gut beleuchteten Raum sitzen und die Tür öffnen? Strömt dann die Dunkelheit herein? Nein. Die Dunkelheit kann das Licht nicht vertreiben. Sie kann nur dann in einen Raum hinein, wenn zuvor das Licht ausgegangen ist. Es geht nicht darum, dass die Nacht den Tag »besiegen« kann. Vielmehr geht es darum, dass der Tag aufhört und dann die Nacht folgt.

Im Schöpfungsbericht ist nach den Ausführungen zum ersten Tag folgender Satz angefügt: »Und es wurde Abend, und es wurde Morgen ...« (1Mo 1,5). Wussten Sie schon, dass der Abend genauso zum Tag gehört wie der Morgen? Die Nacht ist ein Teil des 24-Stunden-Tages. Wir sagen nicht, dass die Nacht 24 Stunden hat; der Tag hat 24 Stunden.

Wo Dunkelheit ist, da hat Gott (aus Gründen, die nur er selbst kennt) sein Licht weggenommen. Mit unseren künstlichen Lichtern wirken wir den Absichten Gottes entgegen.

Übrigens: *Es gibt Dinge, die kann man nur im Dunkeln sehen.* Wenn Sie wie ich in einer Großstadt wohnen, können Sie nachts kaum die Sterne sehen. Wenn wir unsere Farm auf dem Land besuchten, war eines der schönsten Dinge für mich der nächtliche Sternenhimmel. Irgendwo habe ich folgende Worte von Annie Dillard gelesen: »Wir müssen nicht draußen im Dunkeln sitzen. Wenn wir jedoch die Sterne sehen wollen, werden wir feststellen, dass das nur im Dunkeln möglich ist.«⁶⁵

64 Oswald Chambers, *My Utmost for His Highest* (New York: Dodd, Mead & Co., 1935), S. 305.

65 Zitiert von Philip Yancey, *Disappointment with God* (Grand Rapids: Zondervan Publishing House, 1988), S. 17.

Stütze dich auf mich

Jesaja sagt, dass derjenige, der in der Finsternis wandelt, sich »auf seinen Gott« »stützen« soll. So steht es im hebräischen Urtext. In Psalm 23 wird die Wurzel dieses Wortes mit »Stab« übersetzt: »Dein Stecken und dein Stab, sie trösten mich.« »Stütze mich« – das ist die Bedeutung des Wortes *trösten*. Es erinnert mich an einen der Sprüche Salomos: »Vertraue auf den HERRN mit deinem ganzem Herzen, und stütze dich nicht auf deinen Verstand« (Spr 3,5).

Wenn Gott das Licht wegnimmt, will er uns damit zeigen, dass es etwas noch besseres als Licht gibt – glauben und vertrauen. In einem alten Lied heißt es dazu:

Wenn matt wird deines Lebens Licht,
halt fest an Jesus; er lässt dich nicht.
Beug weiter dein Knie vor seinem Thron,
und Israels Kraft gibt dir Gottes Sohn.

VIERTER TEIL

WENN WIR NICHT VERGESSEN
KÖNNEN –
GOTT IN DER ENTTÄUSCHUNG

Ein Flüstern, das die Erinnerung als Schrei bewahrt.

Owen Barfield

*Eines Tages werden wir einsehen,
dass die Menschen sich voneinander
ebenso sehr in der Art ihrer Erinnerungen unterscheiden
wie in ihrem Charakter.*

Andre Malraux

Gedächtnis: Diener oder Tyrann?

Eines Abends im Jahre 1984 schaltete ich die Fernsehnachrichten ein. Der Reporter sprach gerade über ein neues Spiel, das seinen landesweiten Siegeszug angetreten hatte. Es war fast ständig ausverkauft. Einen solchen Renner hatte es seit Monopoly nicht mehr gegeben – und das für satte 27 Dollar! Ich staunte. Ich versuchte immer, auf dem Laufenden zu sein, aber dieses Spiel war mir durch die Lappen gegangen.

»Ein echtes Phänomen«, sagte der Reporter. Und dann interviewte er einen der drei Erfinder. »Wie sind Sie, bitte sehr, auf dieses Spiel gekommen?« Und der Mann erzählte, wie die drei eines Abends Scrabble spielen wollten und das Brett nicht finden konnten. Worauf sie kurzerhand daran gingen, ein neues Spiel zu erfinden. 45 Minuten später war *Trivial Pursuit* geboren.

Der Reporter fragte seinen Gast: »Wie erklären Sie sich, dass Ihr Spiel solch ein Erfolg ist? Warum kaufen die Leute es wie verrückt?«

Die Antwort war ebenso philosophisch wie überraschend: »Oh, sie kaufen halt Erinnerungen. Das ist ja alles, was man mit seinem Geld kaufen kann: Erinnerungen.«

Mein erster Gedanke war: *Erinnerungen kaufen? Ich möchte lieber welche verkaufen! Verschenken sogar! Bei manchen würde ich noch Geld dazugeben, um sie loszuwerden!*

Geht es Ihnen nicht auch so?

Erinnerungen – man kann nicht ohne sie leben. Und manchmal nicht mit ihnen, sodass man Vergessen in Drogen, Alkohol oder dem Tod sucht. Unser Gedächtnis kann heute ein Diener und morgen ein Folterknecht sein. Wir haben Lieblingserinnerungen, und wir haben Schreckenserinnerungen, die wir hinter einer Mauer aus Geschäftigkeit verstecken wollen. Aber irgendwann kommen sie wieder hoch und holen uns ein. Sie

schlagen uns mit der Keule all des Elends der Vergangenheit nieder.

Das Gedächtnis ist gleichsam die Videokamera des Gehirns. Es nimmt alles auf und vergisst nichts. Wir denken vielleicht, es habe endlich vergessen, aber dann kommt ein beiläufiges Wort, ein belangloses Ereignis, eine Melodie, ein Geruch, irgendetwas – und schon ist die Erinnerung wieder da und verursacht quälendes Unbehagen.

Auf der Erinnerungsstraße

Mein Gehirn ist der Komplize meines Gedächtnisses. Immer wieder einmal führt es mich auf die Erinnerungsstraße. Und ich weiß, wo diese Straße endet: auf dem Friedhof der Enttäuschungen, wo mein Gedächtnis unerbittlich jeden zu Grabe getragenen Traum, jedes Herzeleid, jeden Verrat wieder hervorholt. Das Gedächtnis ist gnadenlos. Wenn also mein Gehirn mich wieder auf diese Straße führen will, begeben sich ganz bewusst auf eine andere: auf die Straße des Lobens und Dankens. Manchmal schaffe ich es, manchmal nicht.

Ich muss hier an den reichen Mann denken, der sich im Hades (d. h. im Totenreich) befindet und jämmerlich nach einem Tropfen Wasser schreit. »Sende Lazarus!«, bittet er Abraham. Aber Abraham erwidert: »Kind, denke daran, dass du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben und Lazarus ebenso das Böse; jetzt aber wird er hier getröstet, du aber leidest Pein« (Lk 16,25). *Denke daran* ... Die Erinnerungen dieses Mannes müssen ihn mehr geschmerzt haben als alle Qualen des Hades.

Das Gedächtnis ist launisch. Im Laufe der Jahre sind viele Menschen gut und nett zu mir gewesen; die meisten habe ich vergessen. Aber ich habe nicht einen vergessen, der mich schlimm behandelt hat. Im Laufe der Jahre haben die Leute viele schöne Dinge über meine Predigten gesagt; an die meisten kann ich mich nicht mehr erinnern. Aber ich habe keine einzige Kritik

vergessen! Wenn Sie einen Platz in meinem Gedächtnis wollen, dann sagen Sie mir, dass Ihnen dieses Buch missfällt. Ich werde Ihnen nie vergeben – äh, Sie nie vergessen!

Erinnerungen heilen

Man spricht heute viel über das Heilen von Erinnerungen. In den 1970er-Jahren hat Ruth Carter Stapleton, die Schwester des früheren US-amerikanischen Präsidenten Jimmy Carter, diesen Gedanken in zwei viel gelesenen Büchern populär gemacht. Damals wie heute ist die darin beschriebene Art der Seelsorge unter führenden Christen und Seelsorgern allerdings heftig umstritten.

Aber ich glaube, es kann keinen Zweifel daran geben, dass in der Tat viele unserer gegenwärtigen Lebensprobleme auf tiefe, herzerreißende Enttäuschungen in unserer Vergangenheit zurückgehen, auf unvergessene und unbewältigte innere Wunden. Auf unserer Gegenwart lasten die Schatten der Vergangenheit.

Da sind Gebete nicht erhört worden, und wir fragen uns, ob wir überhaupt noch beten sollen. Ein verantwortlicher Bruder in der Gemeinde, dem wir vertrauten, hat uns enttäuscht, und jetzt trauen wir keinem dieser Brüder mehr. Oder unsere Kinder enttäuschen uns, und wir wünschen, wir hätten sie nie bekommen. Und wenn wir meinen, von Gott selbst enttäuscht zu sein – das ist die größte Katastrophe von allen. Unverarbeitete Enttäuschung führt zu Bitterkeit und Bitterkeit zu Zynismus.

O ja, ich kenne diese Reaktion: »Denke nicht mehr dran, das Leben muss weitergehen.« Diesen abgegriffenen Rat hört man alle fünf Minuten.

»Vergeben und vergessen«, wie es so schön heißt. In der Bibel steht das zwar nirgends, aber das scheint diese Ratgeber nicht zu stören. Soviel ich weiß, kann nur Gott selbst beschließen, einer Sache nicht mehr zu gedenken. Das ist sein Vorrecht. Menschen können vergessen, doch sie können nicht beschließen, das Erinnern auszulöschen. Ja, die Bemühungen eines Menschen, eine

Angelegenheit zu vergessen, dienen vielleicht nur dazu, dass sich diese Angelegenheit noch nachhaltiger in seinem Gedächtnis festsetzt.

Nein, manche Ihrer alten Wunden, verlorenen Hoffnungen, begrabenen Träume und nagenden Enttäuschungen werden Sie nie ganz vergessen können, wie sehr Sie sich auch abmühen.

Quälen Sie sich nicht länger mit dem vergeblichen Bemühen, vergessen zu wollen. *Erinnern* Sie sich lieber – an etwas anderes. Wer nicht vergessen kann, der sollte sich erinnern.

Das war Gottes Rat an David, nachzulesen in 1. Chronik 17.

Gott hatte König David, der viele Kriege geführt hatte, den Sieg über seine Feinde geschenkt. Weitere Kämpfe würden natürlich noch kommen, aber im Augenblick konnte David das tun, was er am meisten liebte – in seinem Haus sitzen und über das Gesetz Gottes nachsinnen. Und in was für einem Haus – in einem Palast aus Zedernholz! Aber irgendetwas schien in Davids Augen nicht zu stimmen.

Eines Abends, als er mit dem Propheten Nathan zusammensitzt, spricht David es aus, was ihm auf dem Herzen liegt. Er lässt seinen Blick über all die Herrlichkeit seines Palastes schweifen und sagt: »Siehe, ich wohne in einem Haus aus Zedern, und die Lade des Bundes des HERRN wohnt unter Teppichen« (Vers 1).

Nathan sieht sofort, worauf er hinauswill. Ein Tempel für Gott! Endlich eine würdige, dauerhafte Wohnung für die Bundeslade! Und Nathan sagt: »Tu alles, was du im Herzen hast, denn Gott ist mit dir« (Vers 2).

Aber als der Prophet anschließend in seinem Bett liegt, entdeckt er, dass er mit seinen Worten zu voreilig war. Gott hat eine Botschaft für ihn: »Geh hin und sprich zu David, meinem Knecht: So spricht der HERR: ›Nicht du sollst mir das Haus zur Wohnung bauen!‹« (Vers 4).

Einen herrlichen Augenblick lang hält David seinen größten Traum in den Händen – und schon im nächsten muss er ihn loslassen. Wie wurde David damit fertig, dass er seinen Traum zu

Grabe tragen musste? Wie bewältigte er diese gewaltige Enttäuschung? Wie werden wir damit fertig?

Werfen wir einen raschen Blick auf das Ende dieser Szene. Was tut David?

Es würde uns nicht überraschen, wenn David bittere Tränen vergossen und mit seiner Bestimmung sowie mit Gott gehadert hätte. Wir hätten das verstanden. Das zeigt aber nur, wie wenig wir diesen Mann nach Gottes Herzen kennen.

Denn David rennt nicht in sein Zimmer und knallt nicht die Tür zu, um sich seinem Selbstmitleid und seinem Groll zu überlassen. Vielmehr setzt er sich vor Gott nieder und sagt: »Wer bin ich, HERR, Gott, und was ist mein Haus, dass du mich bis hierher gebracht hast? Und dies ist noch ein Geringes gewesen in deinen Augen, o Gott! Und du hast auch vom Haus deines Knechtes geredet in die Ferne hin; und du hast mich angesehen nach der Weise eines hochgestellten Menschen, HERR, Gott! Was soll David noch weiter zu dir reden von der Ehre an deinem Knecht?« (Vers 16-18).

Und er preist Gott: »HERR, niemand ist dir gleich, und kein Gott ist außer dir! ... Und wer ist wie dein Volk Israel, die einzige Nation auf der Erde, (für) die Gott hingegangen ist, (um sie) sich zum Volk zu erlösen, um dir einen Namen zu machen?« (Vers 20-21).

Und dann wird David aktiv. Er trifft alle nötigen Vorbereitungen, damit sein noch junger und unerfahrener Sohn Salomo den Tempel bauen kann. Er sorgt für das Baumaterial, er sorgt für die Finanzierung. Er kann Salomo schließlich berichten, dass er 100 000 Talente Gold und 1 000 000 Talente Silber zusammengebracht hat, was etwa 3500 Tonnen Gold und 35 000 Tonnen Silber entspricht. Dazu kommen riesige Mengen an Kupfer, Eisen, Holz und Steinen sowie eine große Zahl versierter Bauarbeiter und Kunsthandwerker. Salomo braucht nur noch anzufangen (vgl. 1Chr 22,14-16).

David ist gut mit seiner Enttäuschung fertig geworden, meinen Sie nicht auch? Was war sein Erfolgsgeheimnis?

Gott befahl ihm, sich an all das zu *erinnern*, was er (Gott) für ihn getan hatte.

Wenn wir nicht vergessen können, sollten wir uns daran erinnern:

Nicht jede gute Idee ist Gottes Idee

Manchmal wünsche ich mir, mein Buch über das Beten nicht geschrieben zu haben (*Don't Just Stand There, Pray Something*). Wenn man ein solches Buch schreibt, denken die Leute doch tatsächlich, dass man in jeder Beziehung weiß, worüber man sich da auslässt. Aber Beten ist ein Geheimnis. Wir reden viel darüber, aber wir verstehen es wenig. So ist es jedenfalls bei mir.

Ich bekomme viele dankbare Briefe von Menschen, die über Gebetserhörungen berichten. Doch auch andere, bittere Briefe: Gott hat mich nicht erhört; können Sie mir sagen, was ich falsch gemacht habe?

Gelegentlich will ein Schreiber auch keinen Rat von mir, sondern teilt mir einfach mit, dass es mit dem Beten nicht geklappt hat. Ein Leser zählte zwölf nicht erhörte Gebete auf. Hinter jedem Beispiel schrieb er: »So viel zum Thema Fürbitte.« Als er mein Buch las, wurden diese bitteren Enttäuschungen wieder in sein Gedächtnis zurückgerufen.

Dieser Leser ist nicht allein. Ich habe in meinem Buch beschrieben, wie Gott zwei meiner größten Gebete nicht erhörte: Meine Mutter wurde nicht gesund und mein Sohn nicht geheilt. Nie werde ich diese Enttäuschungen vergessen.

Es ist nicht leicht, objektiv zu sein, wenn man Gottes Willen in solch einer Sache sucht. Er kann doch wohl nicht wollen, dass meine Lieben sterben ... Aber unsere Gedanken entsprechen nicht immer Gottes Willen. Anders dagegen Gottes Gedanken. Sie sind, wie ich noch zeigen werde, immer die besten.

Ein gläubiges Ehepaar erbt eine große Geldsumme. Die beiden wollten das Geld für das Werk des Herrn verwenden. Zwei Glieder ihrer Gemeinde hatten diesbezüglich eine Idee. Sie wollten ein neues christliches Werk gründen, brauchten aber noch etwas Startkapital. Daraufhin bekamen sie das Geld. Und dann

verschwanden sie. Niemand weiß, wo sie heute sind, am wenigsten das Ehepaar, das mit seinem Geld Gott dienen wollte. Total verbittert zogen sie sich zurück und schworen sich, nie mehr eine Gemeinde oder Kirche zu betreten.

Es schien eine so gute Idee zu sein. Sie hatten sogar darüber gebetet. Und die nächsten 17 Jahre haderten sie mit Gott. Bis sie endlich einsahen, dass eine gute Idee nicht immer Gottes Willen entsprechen muss.

Ein heikles Thema

Viele Christen bekommen eine Gänsehaut, wenn sie die Wendung »den Willen Gottes erkennen«⁶⁶ hören. Woher kommt dies? Laut J. I. Packer daher, dass sie Gottes Führung suchen, aber nicht wissen, wie man diesbezüglich Gewissheit erhält, und Angst vor den Folgen haben, falls sie nicht erkennbar geführt werden.⁶⁷ Hilflos stehen sie vor dem unbezwingbaren Berg: Den Willen Gottes für mein Leben erkennen – unmöglich!

Und mehr noch: »Unsere Bedürfnisse und Wünsche verstehen es meisterhaft, unsere Gedanken und Einstellungen zu manipulieren.«⁶⁸ Nicht selten suchen wir dort, wo wir nach Gottes Willen fragen, in Wirklichkeit nur sein allerhöchstes »Genehmigt!« zu dem, was wir sowieso schon vorhaben.

Wenn Sie sich jetzt angesprochen fühlen – Sie sind in bester Gesellschaft.

David hatte eine gute Idee. Eine großartige sogar, und der Prophet Nathan dachte das auch. Einen Tempel für Gott zu bauen – das war keine Schnapsidee. Hören wir zu, welch ein heiliger Eifer in Davids Herz brannte:

66 Ich habe über Gottes Willen in meinem Buch *Don't Just Stand There, Pray Something* (Nashville: Thomas Nelson Publishers) geschrieben, S. 208-214.

67 J. I. Packer, *Hot Tub Religion* (Wheaton: Tyndale House Publishers, 1987), S. 106.

68 John White, *The Fight* (Downers Grove: InterVarsity Press, 1978), S. 158.

Gedenke, HERR, dem David all seine Mühsal, der dem HERRN schwor, ein Gelübde tat dem Mächtigen Jakobs: »Wenn ich hineingehe in das Zelt meines Hauses, wenn ich steige auf das Lager meines Bettes; wenn ich Schlaf gestatte meinen Augen, Schlummer meinen Augenlidern, bis ich eine Stätte finde für den HERRN, Wohnungen für den Mächtigen Jakobs!« (Ps 132,1-5).

Keine Frage: Der Tempelbau hatte vieles für sich. Die Bundeslade war bislang in einem Zelt untergebracht. Und Davids Motive waren lauter, er wollte Gott seine ganze Dankbarkeit zeigen. Er beabsichtigte, sein Königtum mit einem Tempel zu krönen, der für immer in Jerusalem stehen sollte, ein mächtiges Zeugnis und Denkmal zur Ehre Gottes.

Tatsache ist, dass wir nicht immer im Einzelnen wissen können, was Gott gerade mit uns vorhat. Wir erkennen seinen Willen oft nur stückweise, Schritt für Schritt. Jeder von uns bastelt sich sein eigenes System als Hilfe, um Gottes Willen zu erkennen. Gott ist jedoch größer als unsere Systeme und unsere Theologien. Wir müssen lernen, das zu akzeptieren.

Krieger und Bauleute

Wissen Sie, warum Gott David nicht gestattete, selbst den Tempel zu bauen? Wir erfahren es in 1. Chronik 22,8: »Du hast Blut in Menge vergossen und große Kriege geführt; du sollst meinem Namen kein Haus bauen.«

David hatte Kriege geführt, und als solcher konnte er das heilige Haus Gottes nicht bauen. Dies war kein Verdammungsurteil über David. David hatte das Blut als König und Krieger Gottes vergossen. Das war seine Aufgabe im Reich Gottes. David war ein Krieger und kein Baumeister.

In Vers 9-10 heißt es: »Siehe, ein Sohn wird dir geboren werden, der wird ein Mann der Ruhe sein; und ich werde ihm Ruhe

verschaffen vor allen seinen Feinden ringsum. Denn Salomo wird sein Name sein, und Frieden und Ruhe werde ich Israel geben in seinen Tagen. Der wird meinem Namen ein Haus bauen.«

David der Krieger, Salomo der Baumeister – Gott selbst weist uns den jeweiligen Platz an. Die einen macht er zu Kämpfern, die anderen beruft er zum Bauen.

Verstehen wir recht: Davids Plan erfüllte sich nicht, aber Gottes Plan wurde Wirklichkeit. Der Tempel wurde gebaut.

Meine glücklichsten Tage als Gemeindepastor verbrachte ich in meiner letzten Gemeinde. Die Gemeinschaft war großartig, und die Zahl der ihr angehörenden Gläubigen wuchs immer mehr. Was man natürlich zum großen Teil dem kompetenten Pastor zuschrieb ... Aber es lag nicht am Pastor.

Was die Leute nicht wussten, war, dass diese Gemeinde mit zahlreichen Problemen zu kämpfen hatte. Sie stand unter der Diktatur einer kleinen »heiligen Clique«, sodass schon zwei Pastoren den Dienst quittiert hatten. Aber dann kam mein Vorgänger, den ich sehr gut kannte und der ein geborener Kämpfer war. Er rief die »Clique« zusammen und eröffnete ihr: »Diese Gemeinde hat nicht genug Platz für uns alle, und *ich* gehe nicht.«

Und er ging nicht. Er packte den Stier bei den Hörnern und kämpfte ihn müde. Die »heilige Clique« warf schließlich das Handtuch, und der Grundstein für eine großartige Gemeinde war gelegt. Dieser Pastor hat die Erfüllung seiner Vision nicht mehr erlebt. Aber ich durfte sie erleben.

Worauf ich hinauswill: Ich bin kein Kämpfer. Konfrontationen sind nicht meine Stärke. Was dieser Pastor tat, hätte ich nicht geschafft. Er kämpfte. Ich baute. Leider bekommt hinterher meist der Baumeister das große Lob. Aber verdient hat er es nicht.

Sie haben vielleicht eine tolle Idee, aber sie ist nicht Gottes Idee.

Sie haben vielleicht eine tolle Idee, aber sie steht jetzt noch nicht auf Gottes Fahrplan.

Sie haben vielleicht eine tolle Idee, und Gott hat sie auch – aber *nicht für Sie*.

Nur ein Stück Land

Von 1903 bis 1989 stand in der Innenstadt von Memphis (Tennessee) eine große altherwürdige Kirche, die Bellevue Baptist Church. Die brillanten, auf der Bibel gegründeten Predigten ihres Pastors Dr. Robert G. Lee, der ihr von 1927 bis 1960 diente, machten ihre Kanzel zu einer der angesehensten im ganzen Land.

Aber die Gemeinde war von anderen Gebäuden eingekesselt; sollte sie zahlenmäßig wachsen, so gab es keine Möglichkeiten, das Gemeindezentrum zu vergrößern. Die Nachbargrundstücke waren zu teuer, und so beschloss man unter Leitung von Pastor Dr. Adrian Rogers, der ihr von 1972 bis 2005 diente, es zu verlegen. Ein ganzes Gemeindezentrum verlegen – wer das nicht selbst mitgemacht hat, kann sich überhaupt nicht vorstellen, was das für eine komplizierte Angelegenheit ist.

Man fand schließlich in Cordova ein passendes Stück Land, fast 30 Kilometer von der Stadtmitte entfernt. Von fünf verschiedenen Besitzern konnte die Gemeinde insgesamt 160 Hektar Land erwerben, das jedoch so gut wie unerschlossen war; ein Feldweg war alles, was vorhanden war. Fast 2 Millionen Dollar mussten allein für die Zufahrtsstraßen ausgegeben werden.

Im Jahre 1989 war es so weit: Die Bellevue Baptist Church konnte in eines der größten und schönsten Gemeindezentren im Land umziehen. 7000 Sitzplätze bietet der große Saal den Gläubigen, die zu den beiden Sonntagmorgen-Gottesdiensten kommen. Es gibt 12 Hektar Parkplätze, 13 Kilometer Bordsteine, 1285 Türen, 50 Toilettenräume, 87 öffentliche Fernsprecher. Die Gemeinde hat über 22 000 Mitglieder. Die Gebäude kosteten 34 Millionen Dollar, ihr Jahresbudget beträgt 8 Millionen Dollar.

Aber die wichtigsten Superlative dieser Gemeinde sind nicht die materiellen, sondern die geistlichen Segnungen. Dies ist eine der lebendigsten Gemeinden, die ich je erlebt habe – lebendig nicht durch ihre äußere Größe, sondern als Gemeinschaft, die Gott segnet.

Aber die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Einer der fünf Männer, die der Gemeinde ihre Grundstücke verkauften, erzählte den Käufern: »Wissen Sie, von wem ich das Grundstück gekauft habe? Von einem alten Baptistenprediger, der gern dort spazieren ging und immer dafür betete, dass Gott eines Tages dort ein großes Gemeindehaus bauen möge.«

Der alte Prediger hatte eine großartige Vision gehabt. Er hat ihre Erfüllung nicht mehr erlebt. Aber Gott erfüllte sie. Der Bau wurde Wirklichkeit.

KAPITEL 20

Gott sieht das Herz an

Weil es in deinem Herzen gewesen ist, meinem Namen ein Haus zu bauen, so hast du gut daran getan (2Chr 6,8).

Außer Gott ist mir niemand bekannt, der seinen Dienern für die guten Absichten ihres Herzens genauso viel Lohn gibt wie für das fertige Werk ihrer Hände.

Als unser Sohn erkrankte und wir noch nicht wussten, dass er manisch-depressiv war, fand ich eines Abends Kaye weinend am Küchentisch sitzen.

Ich legte meinen Arm um sie und fragte: »Was ist, Schatz?«

»Ich komme mir wie eine Rabenmutter vor«, schluchzte sie.

Sie war nicht die erste und nicht die letzte Mutter, die so etwas sagte. Ich versuchte, sie aufzumuntern. »Schatz, du bist die beste Mutter, die ich kenne! Du liebst deine Kinder, du nimmst dir Zeit für sie. Du bist doch keine Rabenmutter!«

Und dann kam mir ein verrückter Gedanke: *Mensch, vielleicht haben wir stattdessen Rabenkinder! Die Eltern sind gut, aber die Kinder nicht!*

Nur ein Witz, natürlich. Aber haben Sie nicht manchmal auch den Eindruck, dass man es heute darauf abgesehen hat, den Eltern ein schlechtes Gewissen zu machen? Da hatte ich gelernt, dass man sich unbedingt Zeit für seine Kinder nehmen muss – und das tat ich auch. Und dann kam auf einmal jemand und sagte: »Nein, nicht einfach Zeit, sondern *Qualitätszeit!*« Was, um alles in der Welt, ist Qualitätszeit?

Noch nie zuvor gab es so viel Material – Bücher, CDs, Filme, Seminare – zum Thema Familie und Kindererziehung. Doch der Erfolg all dieser Bemühungen scheint, selbst in christlichen Familien, mehr als bescheiden zu sein. Viele der christlichen Eltern, mit denen ich spreche, haben panische Angst davor, nicht die er-

forderliche »Leistung« zu erbringen. Man hat ihnen eingetrichtert, dass gute Eltern gute Kinder erziehen und schlechte Eltern schlechte. Klingt doch logisch ...

Aber so einfach ist es nicht

In den Wochen, in denen ich dieses Kapitel schrieb, aßen Kaye und ich einmal mit ein paar Freunden zu Mittag in einem Restaurant, das in der Nähe der Gemeinde lag, die ich neun Jahre lang betreut hatte. Als wir das Lokal wieder verließen, fiel mein Blick auf einen großen Ecktisch, und ich erinnerte mich: An diesem Tisch hatte ich oft in der Mittagspause mit den Mitarbeitern unserer Gemeinde gesessen, wenn wir unsere Mitarbeiter-Besprechungstage hatten. Ich war damals ein noch recht junger, dicker Schnösel, und in einer dieser Mittagspausen sprach ich mit meinen Leuten über den Teenagersohn eines unserer Ehepaare. Es war Ende der 1960er-Jahre, zur Zeit der großen Jugendrevolte, wobei lange Mähnen und Drogen nicht fehlten.

Ich sah mich wieder dasitzen, wie ich den Kopf schüttelte und sagte (Gott vergebe es mir): »Wenn der sich so benimmt, dann kann doch bei ihm zu Hause etwas nicht stimmen.« Die Eltern waren aktive Gemeindeglieder, aber zu Hause wurden sie ihren Erziehungsaufgaben offenbar nicht in jeder Beziehung gerecht. Dachte ich damals.

Wir traten auf die Straße, und ich sah die Kreuzung, an der nur ein paar Jahre später am Sonntagmorgen mein eigener Sohn, ebenfalls rebellisch und langhaarig, gestanden und während einer der manischen Phasen seiner Krankheit Rosen verkauft hatte; viele meiner Gemeindeglieder hatten ihn dort gesehen, wenn sie zu meinen Gottesdiensten fuhren.

Vor Kurzem erzählte Kaye mir ein Gespräch, das sie mit unserer 28-jährigen Tochter gehabt hatte. Kim sagte ihr: »Mama, du und Dad – ihr wart eigentlich prima Eltern. Wir haben nur

manchmal etwas Dummes gemacht.« Nun, Dummheiten machen nicht nur die Kinder; die Eltern sind auch noch da.

Aber das Problem mit uns Eltern ist natürlich: Wenn wir endlich genügend Erfahrung haben, dann haben wir unseren Job verloren.

Es ist eine Tatsache (um mit John White zu sprechen): »Es ist nicht allein unser Verdienst, wenn unsere Kinder gut geraten, und nicht allein unsere Schuld, wenn sie es nicht tun. Erbmasse, die Umgebung zu Hause, in der Schule und in der Gesellschaft sowie die Fähigkeit des Kindes, bestimmte Entscheidungen zu treffen – all dies beeinflusst das Endergebnis.«⁶⁹

Aber wie immer das Ergebnis sein wird, ich möchte sagen können: »O Herr, ich habe viele Fehler gemacht, aber du weißt, dass ich in meinem Herzen die Absicht hatte, der beste Vater zu sein, der ich sein konnte.«

Die alte Leistungsfall

Nach einem Gottesdienst sprach mich eine ziemlich aufgelöste junge Frau an. »Ich muss mit Ihnen über meine Stille Zeit reden.« Bevor ich etwas sagen konnte, fuhr sie schon fort.

»Ich weiß, dass man morgens, bevor man den Tag beginnt, eine Stunde oder so beten und die Bibel lesen sollte. Aber ich muss schon um halb sechs aufstehen und mich dann fertigmachen, meinem Mann das Frühstück machen, mich um die Kinder kümmern und ihnen das Schulbrot richten. Ich habe versucht, schon um halb fünf aufzustehen. Das muss ich doch als Christ, aber ich schaffe es einfach nicht. Was soll ich bloß machen?«

»Sich nicht verrückt machen«, sagte ich.

Meine unfromme Antwort verschlug ihr den Atem, sodass ich weiterreden konnte. »Zunächst einmal heißt es nirgendwo in der Bibel, dass man eine Stunde oder auch nur eine Minute Bibel

69 John White, *Parents in Pain* (Downers Grove: InterVarsity Press, 1979), S. 36.

lesen und beten muss, bevor man morgens das Haus verlässt. Es heißt wohl öfters, dass man morgens zeitig aufstehen sollte, und viele christliche Autoren haben daraus die ›Stille Zeit‹ gemacht, aber die Bibel verlangt nirgends von uns, dass wir so etwas zu einer ganz bestimmten Tageszeit oder mindestens eine Stunde lang machen.

Suchen Sie sich eine Zeit aus, die in Ihren Tagesplan passt und wo Sie wirklich Zeit und Muße haben. Ich mache es immer um Mitternacht. Der Mensch braucht keine geistlichen Klimmzüge zu machen, um vor Gott besonders gut dazustehen.«

»Wenn du es willst, dann kannst du es auch!« Klingt toll, ist gut gemeint und hat schon viele Opfer gefordert. Ebenso der Spruch: »Sage nie: ›Das kann ich nicht‹, sondern nur: ›Das will ich nicht.««

Wir können eben nicht alles, was wir wollen. Wir sollten uns im Leben anstrengen, gewiss. Aber es gibt nun einmal Grenzen – Grenzen, die uns die natürlichen Voraussetzungen setzen, die uns Gott setzt und die uns die real existierende Welt setzt.

Das heißt natürlich nicht, dass wir keine Pläne und Ziele haben sollen. Wie wir schon sahen, ging David mit großer Energie daran, die Mittel für den Tempelbau zusammenzubekommen – und er erreichte viel. Das Ziel unseres Herzens wird die Arbeit unserer Hände lenken.

Erinnern Sie sich an den alten Baptistenprediger vom Ende des vorigen Kapitels, der über sein Grundstück wanderte und Gott bat, dort einmal ein Gemeindehaus entstehen zu lassen? Ich glaube, Gott wird ihn so belohnen, als habe er dieses Haus selbst gebaut.

Sie werden vielleicht nie der gute Vater bzw. die gute Mutter sein, die Sie eigentlich sein wollten, aber wenn Ihnen dieser Wunsch am Herzen liegt, dann tun Sie einfach Ihr Bestes und überlassen Gott den Rest.

Sie werden vielleicht nie Großes für Gott in dem Sinne vollbringen, wie die Welt das Wort »groß« versteht, aber haben Sie den Wunsch in Ihrem Herzen?

Sie werden vielleicht nie der Prediger werden, der Sie sein wollen, aber haben Sie den entsprechenden Herzenswunsch?

Sie werden vielleicht nie erleben, wie Ihre Gemeinde wächst und aufblüht, aber liegt es Ihnen am Herzen?

Sie werden vielleicht nie Ihren Freund für Christus gewinnen, aber ist es Ihr Herzenswunsch, dass er ihn findet?

Sie werden vielleicht nie erleben, dass Ihre Kinder Gott so dienen, wie Sie das erhoffen, aber ist Ihr Herz von diesem Wunsch bewegt?

Wie sagte Gott zu David? *Weil es in deinem Herzen gewesen ist ... so hast du gut daran getan.*

KAPITEL 21

Wenn Gott Nein sagt, hat er etwas Besseres mit uns vor

David hatte eine großartige Idee.

Gott hatte eine bessere.

David wollte Gott ein Haus bauen.

Gott wollte David ein Haus bauen.

Als Nathan zu David ging, um ihm Gottes Botschaft zu überbringen, sagte er sinngemäß: »König, ich habe eine schlechte und eine gute Nachricht für dich. Die schlechte ist, dass du Gott kein Haus bauen kannst. Die gute ist, dass der Herr dir ein Haus bauen will« (vgl. 1Chr 17,4.11-12).

Als David das hörte, ging er in das Zelt mit der Bundeslade, setzte sich nieder und sagte:

Wer bin ich, HERR, Gott, und was ist mein Haus, dass du mich bis hierher gebracht hast? Und dies ist noch ein Geringes gewesen in deinen Augen, o Gott! Und du hast auch vom Haus deines Knechtes geredet in die Ferne hin ... Und nun, HERR, das Wort, das du über deinen Knecht und über sein Haus geredet hast, möge sich als wahr erweisen in Ewigkeit; und tu, wie du geredet hast! Ja, es möge sich als wahr erweisen! Und dein Name sei groß in Ewigkeit ... und das Haus deines Knechtes David sei fest vor dir. Denn du, mein Gott, hast dem Ohr deines Knechtes eröffnet, dass du ihm ein Haus bauen willst; darum hat dein Knecht sich ein Herz gefasst, vor dir zu beten. Und nun, HERR, du bist es, der da Gott ist, und du hast dieses Gute zu deinem Knecht geredet. Und nun, es hat dir gefallen, das Haus deines Knechtes zu segnen, dass es ewig vor dir sei; denn du, HERR, hast es gesegnet, und es wird ewig gesegnet sein (1Chr 17,16-17.23-27).

»Ewig« – wenn Gott seinem Knecht ein Haus baut, besteht es für immer. Wenn wir dagegen etwas für Gott bauen – nun, dann hält es nicht so lange.

David dachte, dass die höchste Ehre, die er Gott entgegenbringen konnte, ein Tempel war, der für immer bestehen würde. Der Tempel wurde schließlich von seinem Sohn Salomo erbaut und stand bis 587 v. Chr., als die Babylonier ihn zerstörten. Der zweite Tempel, der Tempel Serubbabels, wurde 515 v. Chr. fertiggestellt. Um 20 v. Chr. begann Herodes der Große mit dem Bau des letzten Tempels in der Vergangenheit. Er wurde schon 70 n. Chr., kurz nach seiner Fertigstellung, von den Römern zerstört. Seit vielen Jahrhunderten steht an seiner Stelle der islamische »Felsendom«. So viel zu den »ewigen« Tempeln, die der Mensch Gott errichtet.

Aber David hat uns etwas anderes hinterlassen, das heute noch besteht. Wir nennen es die Psalmen, und kein einziger Strich oder Punkt ist verloren gegangen. Und dann ist mit dem Haus, das Gott dem David baute, natürlich die Herrschaft Jesu Christi, der Sohn Davids und zugleich Sohn Gottes ist, gemeint.

Vergiss nicht alle seine Wohltaten

Gott schickte Nathan zu David zurück und ließ diesem sagen, dass er den Tempel nicht bauen durfte. Doch gleichzeitig gab Gott dem Propheten noch eine Botschaft mit:

So spricht der HERR der Heerscharen: Ich habe dich von der Weide genommen, hinter dem Kleinvieh weg, damit du Fürst sein solltest über mein Volk Israel; und ich bin mit dir gewesen überall, wohin du gegangen bist, und habe alle deine Feinde vor dir ausgerottet; und ich habe dir einen Namen gemacht, gleich dem Namen der Großen, die auf der Erde sind (1Chr 17,7-8).

Sehen Sie, was Gott hier macht? Er erinnert David daran, wo er ihn gefunden und berufen hat: auf der Schafweide. Und was er aus ihm gemacht hat: den König Israels. David, bevor du über das eine jammerst, das du nicht bekommen kannst, erinnere dich doch an all das, was du hast. Bevor du über das klagst, was ich dir nicht gebe, denke doch an das, was ich dir alles geschenkt habe.

Die Geschichte vom Ballon

Six Flags Over Texas – ein anderes Thema hatten unsere Kinder nicht mehr. Ein neuer riesiger Freizeitpark, so toll wie Disneyland. Und ganze 15 Kilometer von unserem Haus entfernt! Fast jeder aus der näheren Umgebung wollte dorthin. »Papa, wann fahren wir dahin? Papa, bitte!«

Ich hatte keine Lust. Und kein Geld. Aber was sollte ich machen? Hatte ein guter Vater nicht Zeit für seine Kinder, und zwar, wie gesagt, *Qualitätszeit*? Also auf nach Six Flags!

Wir fuhren an einem August-Samstag hin, als schätzungsweise drei Viertel der Menschheit dort waren. Der Park öffnete um zehn Uhr, aber wir waren natürlich eher da, denn es galt, das Auto auf dem gigantischen Parkplatz abzustellen und mit einer Art Straßenbahn zum Haupteingang zu fahren. »In welcher Reihe steht unser Auto, Schatz?« *In welcher Reihe? War das wichtig?*

Wir zahlten unseren Obulus – ein kleines Vermögen für einen jungen Pastor einer jungen Baptistengemeinde – und gingen hinein. *Hallo, Six Flags, hier sind wir!*

Es war warm, es war schwül, und überall waren Menschen. Schwitzende Menschen, schreiende Leute, quengelnde Kinder. Für eine Dreißig-Sekunden-Achterbahnfahrt musste man dreißig Minuten anstehen. Ich versuchte, die kürzesten Schlangen zu finden – egal, wohin sie führten, aber das war ein trügerisches Unterfangen, denn die Schlangen verliefen im Zickzack: Man hat

nur fünf Leute vor sich, erreicht eine Kurve, biegt um die Ecke und – sieht auf einmal tausend vor sich.

Sechsmal die Holzfällerbahn. Die Kinder schubsten mich jedes Mal auf den vordersten Sitz, weil der am nassesten wurde, wenn man zum Schluss in den Teich klatschte.

Qualitätszeit.

Um sechs Uhr abends sammelte ich meine Lieben ein und sagte: »Na, das war ja spitze heute, was? War echt schön mit euch. Aber jetzt geht's nach Hause.«

»Aber Papa, hier ist doch bis Mitternacht geöffnet! Wir haben noch sechs Stunden!«

Als wir endlich den Park verlassen, unseren Wagen wiedergefunden und uns zur Autobahn durchgekämpft hatten, war es ein Uhr morgens. In fünf Stunden musste ich aufstehen und mich für den Frühgottesdienst fertigmachen. Ich hatte über 100 Dollar ausgegeben! Qualitätszeit hat ihren Preis.

Die Kinder lagen schlafend auf der Rücksitzbank. Kaye döste auf dem Beifahrersitz vor sich hin. Es war still. Doch dann hörte ich ein leises Schnüffeln. Ich machte mir nicht viel daraus; wenn man drei kleine Kinder hat, schnüffelt immer eines.

Da kam es wieder, diesmal lauter. Ich ignorierte es und trauerte meinem Nachtschlaf und den 100 Dollar hinterher.

Jetzt wieder. Diesmal eindeutig ein Schluchzer. Es war Kim. Hatte das Mädchen doch einen Hot Dog zu viel verschlungen?

Jetzt noch lauter. Fast schon ein richtiges Weinen.

Ich fragte über meine Schulter: »Was ist los, Spatz?«

Ein Schluchzer, eine winzige Stimme. »Ich habe keinen Ballon bekommen.«

Fünf Stunden bis zum Aufstehen, hundert ... »Was ist, Spatz?«

»Ich habe keinen Ballon bekommen!« »Was?«

»Ich habe keinen Ballon. Du hast mir einen versprochen.«

Sie hatte natürlich recht. Als wir am Morgen den Park betraten, stand am Eingang ein Mann, der Ballons verkaufte. Kim wollte einen, aber ich sagte ihr, sie müsste ihn den ganzen Tag

festhalten und würde ihn wahrscheinlich verlieren. »Ich kaufe dir einen, wenn wir wieder fahren«, hatte ich gesagt. Aber als wir abfuhr, sah ich den Ballonmann nicht mehr und hatte mein Versprechen ganz vergessen; Kim offenbar auch.

Ich war damals noch etliche Jahre jünger und unreifer als heute. Daher werden Sie verstehen, dass ich ausrastete. Ich trat auf die Bremse, fuhr an den Straßenrand, drehte mich heftig nach hinten und fragte: »Was hast du da gesagt?«

»Ich habe keinen Ballon bekommen. Du hast gesagt, du kaufst mir einen Ballon ...«

»Jetzt hör mal zu«, sagte ich. Ihre beiden Brüder wurden wach. »Ich habe den ganzen Tag mit euch in Six Flags verbracht, ich habe über 100 Dollar ausgegeben, in fünf Stunden muss ich aufstehen und predigen – und du jammerst, dass du keinen Ballon bekommen hast?

Kein Einziger von euch hat gesagt: ›Danke, Papa, dass du den ganzen Samstag Zeit für uns gehabt hast, danke, Papa, dass du 100 Dollar ausgegeben hast, danke für die Achterbahn und die vielen Hot Dogs!‹«

Ich hatte recht.

»Alles habe ich für euch getan, und das Einzige, was dir einfällt, ist dein blöder Ballon!«

Inzwischen war auch Kaye wach und klopfte mir beruhigend auf das Knie.

Sie hatte auch recht. Aber was tut man nicht alles für seine Kinder, und das Einzige, woran sie denken, ist das eine, was sie nicht bekommen haben.

Aber darum sind es wohl Kinder.

FÜNFTER TEIL

WIE AUS BÖSE GUT WIRD – GOTT IN DEN UMSTÄNDEN UNSERES LEBENS

*Gott hielt es für besser, Gutes aus Bösem hervorzubringen,
als nichts Böses zuzulassen.*

Augustinus

*So wie den Bösen die besten Dinge schaden,
so sind den Guten die schlimmsten Dinge heilsam.*

William Jenkyn

*Was ich gesehen habe, lehrt mich,
dem Schöpfer für all das zu vertrauen, was ich nicht gesehen habe.*

Ralph Waldo Emerson

KAPITEL 22

Der unglaublichste Bibelvers

Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwirken, denen, die nach Vorsatz berufen sind (Röm 8,28).

Ich habe angestrengt nach Schlupflöchern in diesem Vers gesucht.

Ich habe alle möglichen Kommentare gelesen, alle Übersetzungen verglichen, den Satzbau und die Wortwahl im griechischen Urtext studiert, um ein rettendes Haar in der Suppe zu finden und beweisen zu können, dass hier nicht das dasteht, was ich zu Beginn dieses Kapitels zitiert habe. Über diesen Vers musste ich drei Tage nach der Beerdigung unseres Sohnes predigen. Ich hatte schon oft darüber gepredigt, aber das zählte irgendwie nicht mehr. Ich bin immer der Meinung gewesen, dass man kein Recht darauf hat, bei einer Beerdigung »Preist den Herrn!« zu rufen. Das Gleiche galt doch wohl für diesen Bibelvers, und so fiel mir jene Predigt, an einem Freitagabend in Kansas City, ziemlich leicht.

Aber danach ist es nicht immer leicht gewesen. Wenn es einen derart hart getroffen hat, denkt man vielleicht: Jetzt habe ich mein Fett bekommen, der Fall ist abgeschlossen, das Leben geht weiter. Aber ich habe feststellen müssen, dass der Fall nie abgeschlossen ist. Ronnies Tod war nur der erste von vielen Todesfällen, und auch wenn diese nicht körperlich waren, so waren sie doch genauso real und genauso schmerzlich.

Und so wandte ich mich mit neuem Ernst diesem Vers zu, der scheinbar zu viel verspricht, um wahr zu sein. Denn offenbar sagt Paulus hier doch Folgendes: Wenn wir Gott lieben und von ihm berufen sind, werden *alle Dinge* zu unserem Guten mitwirken. Nein, nach seinen Worten sind es nicht nur ein paar,

auch nicht die meisten, sondern *alle* Dinge. Und Paulus ist sich dessen absolut gewiss: »Wir wissen ...«, sagt er.

Was es nicht bedeutet

Die größte Gefahr beim Lesen dieses Verses ist, dass wir ihn mit einem romantischen Mäntelchen bedecken und den Stachel aus den vorangehenden Versen, die vom Leiden des Christen handeln, entfernen.

Paulus sagt ja nicht, dass alles, was einem Christen geschieht, gut sei. Uns geschehen jede Menge schlimme Dinge. Wir können nicht sagen: Alles, was mir geschieht, ist gut. Aber es wird uns zum Guten, ja, zum Besten dienen. Das Böse, das uns geschieht, kann Gottes gute Pläne mit uns nicht durchkreuzen.⁷⁰

Paulus sagt auch nicht, dass alles, was uns geschieht, Gesundheit, Reichtum und Wohlergehen mit sich bringt. Die »Dinge«, von denen Paulus spricht, dienen nicht den weltlichen Interessen des Christen. Das »Beste« hat mit unserer Erlösung zu tun, mit unserer Beziehung zu Gott. Wenn uns »alle Dinge zum Guten mitwirken«, dann sind damit geistliche Sachverhalte gemeint.

Paulus will auch nicht sagen, dass »alles schon gut werden wird« – so, als ob die »Dinge« sich von allein regeln würden. *Gott* lässt uns alles zu unserem Heil dienen. *Er* lenkt unser Leben, *er* greift in unseren Alltag ein.

Und Gott tut dies nur für diejenigen, die ihn lieben. Denen, die sich nicht retten lassen, wird letztlich, aus dem Blickwinkel der Ewigkeit, nichts zum Guten mitwirken.

70 J. B. McBeth, *Exegetical and Practical Commentary on Romans* (Shawnee: Oklahoma Baptist University Press, 1937), S. 198.

Schauen wir genauer hin

Der Kontext dieses Verses ist wichtig. Der Ausdruck »alles« bzw. »alle Dinge« bezieht sich in erster Linie auf »die Leiden der Jetztzeit« in Vers 18: »Ich halte dafür, dass die Leiden der Jetztzeit nicht wert sind, verglichen zu werden mit der zukünftigen Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll« (Röm 8,18).

Aber Römer 8,28 blickt nicht nur zurück zu Vers 18, sondern auch voraus zu den Versen 35-39:

Wer wird uns scheiden von der Liebe des Christus? Drangsal oder Angst oder Verfolgung oder Hungersnot oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? ... Aber in diesem allen sind wir mehr als Überwinder durch den, der uns geliebt hat. Denn ich bin überzeugt, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Gewalten, weder Höhe noch Tiefe, noch irgendein anderes Geschöpf uns zu scheiden vermögen wird von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn (Röm 8,35-39).

Sehen Sie ebenfalls das Problem? Paulus scheint zu sagen, dass *alles* (selbst Verfolgung, Tod, Hunger und Not) denen, die Gott lieben, zum Guten mitwirkt, ja, zum Besten dient. Er behauptet ganz offenbar, dass Gott die Welt so eingerichtet hat, dass in ihr alle Dinge dem Heil seiner Leute dienen müssen.

C. E. B. Cranfield sagt in seinem Römerbrief-Kommentar:

Wir verstehen daher den ersten Teil dieses Verses (Vers 28) so, dass denen, die Gott wirklich lieben, nichts schaden kann. Dabei geht es um wirklichen Schaden – im tiefsten Sinne des Wortes »schaden«. Vielmehr, so Paulus, muss alles, was ihnen geschieht (darunter solch schreckliche Dinge wie die in Vers 35 genannten), ihnen auf dem Weg zur Erlösung weiterhelfen, ihren Glauben stärken und sie näher zu ihrem Herrn, Jesus Christus, bringen. Aber der Grund dafür, dass alle

Dinge dem Gläubigen zum Guten mitwirken müssen, ist natürlich, dass Gott alles in seiner Hand hat. *Der hier zum Ausdruck gebrachte Glaube ist nicht ein Glaube an die Dinge, sondern an Gott.*⁷¹

Gottes Macht und Autorität sind so groß, dass selbst die Handlungen der Feinde Gottes und seines Volkes letztlich seinem Willen dienen müssen.⁷²

Wenn dies wahr ist, dann sind meine Klagen über das Leben und gegenüber Gott nicht berechtigt – so verständlich sie auch sein mögen.

Wenn dies wahr ist, dann habe ich kein Recht, wütend oder verbittert über mir geschehenes Unrecht zu sein.

Wenn das wahr ist, bedeutet dies, dass selbst der Schmerz, den Kaye und ich vor einiger Zeit durchlitten, als wir einen lieben Traum begraben mussten, uns letztlich zum Guten mitwirkt.

Wenn dies wahr ist, dann wäre ich, wenn Gott auch nur einen Schmerz, ein Herzeleid und eine Enttäuschung aus meinem Leben nehmen würde, weniger als die Person, die ich jetzt bin. Ich wäre in dem Reifungsprozess, den ich nach Gottes Willen durchlaufen soll, noch nicht so weit. Mein Dienst für ihn wäre noch nicht so wirkungsvoll, wie er es gewollt hat.

Wenn das wahr ist, dann kann ich mich über all diesen Schmerz und Frust, die Tränen und die Traurigkeit, über Gräber und schlaflose Nächte erheben. Ich kann mich gleichsam oben auf den Aschehaufen meiner Leiden stellen und sagen: »In all diesen Dingen wirkt Gott zu meinem Guten mit.«

Während ich diese Sätze schreibe, liegen ganze Stapel von Römerbrief-Kommentaren auf meinem Schreibtisch, die neuesten und besten, dazu dicke Papierstöße von Anmerkungen und Notizen. Ich habe alles hundertmal durchsucht – und keine Schlupflöcher gefunden.

71 C. E. B. Cranfield, *Critical and Exegetical Commentary to Romans*, Bd. 1 (Edinburgh: Clark, 1975), S. 429; Hervorhebung von mir.

72 *Ebd.*, S. 429.

KAPITEL 23

Hat mein Leben einen Sinn?

Ich werde nie den Zeitungsbericht über eine junge Sekretärin vergessen, die eines Tages in der Mittagspause zum Fenster ihres Büros hinauskletterte, um sich auf die Straße hinunterzustürzen. »Mein Leben hat keinen Sinn mehr«, sagte sie, »ich mache Schluss!«

Man rief sofort die Polizei, die Feuerwehr und einen Psychologen, aber als sie versuchten, mit der jungen Dame zu reden, drohte sie damit, auf der Stelle zu springen.

Endlich stimmte sie zu, dass ein Pastor mit ihr reden durfte. Er setzte sich auf die Fensterbank, zwei grausame Meter von der Sekretärin entfernt, die auf dem um das Stockwerk laufenden Mauersims stand, und sprach mit ihr, zwei Stunden lang. Und dann – sprang sie in den Tod.

Ich habe mich gefragt, worüber sie in den zwei Stunden wohl sprachen. Was sagte der Pastor der jungen Frau? Hat er vielleicht heute noch Albträume?

Aber was mich am meisten umtreibt, ist die Frage: *Was hätte ich der jungen Frau gesagt? Was hätten Sie gesagt?*

Hat das Leben einen Sinn? Die Antwort der Bibel ist eindeutig: JA! Das Leben hat Sinn, das Leben ist lebenswert. »Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwirken, denen, die nach Vorsatz berufen sind« (Röm 8,28).

Denen, die Gott lieben, wirken alle Dinge zum Guten mit ... Was für schöne, lebensbejahende Worte!

Aber diese Verheißung ist an eine Bedingung geknüpft. Sie gilt den Menschen, die Gott lieben – denen, »die nach Vorsatz berufen sind«. Der letztgenannte Sachverhalt definiert dabei den ersteren: Die Menschen, die Gott lieben, sind diejenigen, die von ihm berufen sind.

Leiden: Tragisch oder einem göttlichen Ziel dienend

In dem Abschnitt über Hiob habe ich die Ausdrücke »radikales« bzw. »tragisches« Leiden benutzt, um ein Leiden zu beschreiben, das den Betroffenen entmenschlicht, weil es völlig unverdient, erniedrigend und sinnlos ist (wie etwa in den Todeslagern der Nazis).

Aber das Leiden, das Paulus in Römer 8 anspricht, ist nicht radikal oder tragisch, sondern *dient letztendlich dem göttlichen Ziel*.

Der Grund dafür ist, dass Gott es in seinen Heilsplan einbaut. Diese Welt ist ja auf Erlösung angelegt. Gott lenkt die gesamte Schöpfung auf das Fernziel der völligen Erlösung und Verherrlichung hin.⁷³

Mit anderen Worten: Gott hat ein Ziel für uns, und sogar das Böse sowie das Leiden müssen diesem Ziel letztlich dienen. Ich sage nicht, dass Gott der Verursacher des Bösen und des Leidens ist. Wo aber Böses und Leiden geschehen, da lässt Gott es einem Ziel – unserem Heil – dienen.

Wenn die Bibel sagt, dass alle Dinge zu unserem Guten dienen, so heißt das, dass alle Dinge zusammenwirken, um Gottes Ziel zu erreichen. Gottes Ziel ist das Beste; das Beste ist Gottes Ziel.

Was ist also dieses Ziel?

Im nächsten Vers sagt Paulus uns: »Denn welche er zuvor erkannt hat, die hat er auch zuvor bestimmt, dem Bild seines Sohnes gleichförmig zu sein« (Röm 8,29) bzw. »dem Ebenbild seines Sohnes gleichgestaltet zu werden« (Schlachter 2000). Gottes Ziel besteht darin, uns dem Wesen Jesu immer ähnlicher zu machen.

Der Mensch ist nach Gottes Bild geschaffen. Von allen Geschöpfen bekam nur er die Fähigkeit, Gott zu erkennen und sich

⁷³ McBeth, *a. a. O.*, S. 198.

seiner zu freuen. Die letzte Bestimmung des Menschen besteht darin, Gott zu verherrlichen und für immer Gemeinschaft mit ihm zu haben.

Beim Sündenfall hat der Mensch dieses Bild nicht verloren; es ist sozusagen zerkratzt worden, aber nicht verloren gegangen. In den Fernsehberichten über den Bosnienkrieg (1992 – 1995) konnten wir immer wieder Bilder von zerbombten Häusern sehen. Die Häuser waren nicht mehr bewohnbar, aber ein paar Wände standen noch; man konnte sich vorstellen, wie sie einmal ausgesehen hatten.

Als Adam und Eva im Garten Eden sündigten, war dies wie eine Bombenexplosion, die das Bild Gottes schwer beschädigte, aber nicht auslöschte. Von dieser Beschädigung der Ebenbildlichkeit Gottes waren alle Lebensbereiche des Menschen betroffen, am meisten aber seine Beziehung zu Gott. Tief in uns ist zwar immer noch die Sehnsucht nach Gemeinschaft mit ihm vorhanden, doch als Menschen, die in der Sünde leben, müssen wir erst einmal befähigt werden, Gott zu erkennen. In der Erlösung durch Christus will Gott sein Ebenbild in uns ganz wiederherstellen.

Bild des Vaters, Bild des Sohnes

Haben Sie es auch bemerkt? Paulus sagt in Römer 8,29 nicht, dass wir dem Bild Gottes, sondern dem Bild seines Sohnes gleichförmig werden sollen. Dies zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Neue Testament.

Christus kam nicht nur in die Welt, um uns zu zeigen, wie der Vater ist. Vielmehr wollte er auch demonstrieren, wie der Mensch – der wahre, von der Sünde befreite Mensch – sein soll und was es heißt, Gott zu verherrlichen und ewige Gemeinschaft mit ihm zu haben. Jesus ist der menschgewordene Gott, das vollkommene Beispiel dafür, wie unsere Beziehung zu Gott sein sollte. Er wurde missverstanden und verworfen. Er durch-

litt Einsamkeit, Hunger, Durst, Verlassenheit sowie einen unbeschreiblich grausamen und entwürdigenden Tod, aber er blieb stets in ungebrochener Gemeinschaft mit seinem Vater. Durch Leiden wurde er vollkommen gemacht. Und in dieser Menschlichkeit sowie Verbundenheit mit dem Vater leuchtete Gottes Herrlichkeit auf. Jesus war der Mensch, wie Gott ihn haben wollte. Damit ist er unser Vorbild geworden. Wir, die wir nach Gottes Vorsatz berufen sind, sollen dem Wesen Christi ähnlich werden.

Erfüllung in der Zukunft

Dieses Ziel will Gott in jedem einzelnen Christen erreichen. Ich muss hier an die großartigen Sätze aus 1. Korinther 15 denken, wo es heißt:

Und wie wir das Bild dessen von Staub getragen haben, so werden wir auch das Bild des Himmlischen tragen ... Siehe, ich sage euch ein Geheimnis: Wir werden zwar nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden, in einem Nu, in einem Augenblick, bei der letzten Posaune; denn posaunen wird es, und die Toten werden auferweckt werden unverweslich, und wir werden verwandelt werden. Denn dieses Verwesliche muss Unverweslichkeit anziehen und dieses Sterbliche Unsterblichkeit anziehen (1Kor 15,49-53).

Und dann die Worte des Johannes: »Geliebte, jetzt sind wir Kinder Gottes, und es noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden; wir wissen, dass wir, wenn es offenbar wird, ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen, wir er ist« (1Jo 3,2).

Und den Christen in Philippi schrieb Paulus: »Ich (bin) eben darin guter Zuversicht ... dass der, der ein gutes Werk in euch angefangen hat, es vollenden wird bis auf den Tag Jesu Christi« (Phil 1,6).

Was Gott angefangen hat, das vollendet er auch. Er ruhte nach der Vollbringung seines Schöpfungswerkes. Und der Hebräerbrief sagt von Jesus: »... nachdem er durch sich selbst die Reinigung von den Sünden bewirkt (hat, hat er) sich gesetzt ... zur Rechten der Majestät in der Höhe« (Hebr 1,3).

Es beginnt schon jetzt

Die letzte Erfüllung dieser Verheißung Gottes liegt also in der Zukunft, aber Gott fängt schon jetzt an. Wie wir in Philipper 1,6 gelesen haben, wird Gott das, was er in uns angefangen hat, nach den Worten des Paulus auch vollenden. Man kann nur etwas vollenden, was man bereits begonnen hat. Gehen wir noch einmal zurück zu 1. Johannes 3,2: Wenn Christus wiederkommt, werden wir ihn sehen, wie er ist. Vers 3 fährt fort: »Und jeder, der diese Hoffnung zu ihm hat, reinigt sich selbst, wie er rein ist.«

Kennen Sie 2. Korinther 3,18? »Wir alle aber, mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn anschauend, werden verwandelt nach demselben Bild von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, als durch den Herrn, den Geist.« »Anschauen« wird hier im Sinne von »nachdenkendem Betrachten« verstanden. Wenn wir über Gottes Herrlichkeit nachsinnen, werden wir in sein Bild verwandelt.

Gott sagt uns, dass wir eines Tages sein Posaunensignal hören und im Handumdrehen in das Bild unseres Herrn verwandelt werden. Wir tun gut daran, uns darauf vorzubereiten, damit wir an dem großen Tag nicht voller Erschrecken feststellen müssen, wie wenig wir Jesus ähnlich sind.

Ich glaube, dass wir auf diesem Hintergrund sehen können: Römer 8,28 macht Sinn. Wenn ich in meinem jetzigen Leben mit all seinen Nöten diese Hoffnung habe, dann können in der Tat »alle Dinge« dazu beitragen, dass ich geläutert und meinem Heiland sowie Erlöser ähnlicher werde.

Gott gebraucht »alle Dinge« unseres irdischen Lebens, um uns dem Wesen Christi ähnlicher werden zu lassen, der sich der Leidenden annahm, seine Feinde liebte und seinen Willen dem Willen des Vaters unterwarf.

Kennen Sie diese Geschichte? Da besucht jemand das Atelier eines Bildhauers. In der Mitte des Raumes thront ein großer Marmorblock.

»Was wollen Sie aus dem Marmorblock schaffen?«, fragt der Besucher.

»Ein Pferd«, erwidert der Bildhauer.

»Und wie gelingt Ihnen das?«, fragt der Besucher.

»Ich nehme Hammer und Meißel und haue alles ab, was nicht wie ein Pferd aussieht.«

So ähnlich will Gott alles von uns entfernen, das dem Wesen Jesu widerspricht.

KAPITEL 24

Der Mensch denkt, Gott lenkt

Ich begann dieses Buch über das Schweigen Gottes mit Jakob, diesem beeindruckenden Vorbild für unseren Kampf mit Gott. Ich beende es mit Römer 8,28 und mit der Geschichte Josephs.

Joseph. In seinem Leben schwieg Gott fast 25 Jahre lang. Und er hatte sein volles Quantum an Dienern ohne Uniform (siehe Kapitel 1): seine Brüder, fremde Sklavenhändler, Potiphar, Potiphars Frau, den Mundschenk und den Bäcker des Pharaos, den Pharaos selbst sowie die Hungersnot. Und Gott ließ es ihm alles zum Guten mitwirken.

Vor-Sehung

Gott hat das Ziel, uns in das Bild seines Sohnes umzugestalten. Dieses Ziel verfolgt er in unserem täglichen Leben durch sein vorausschauendes Handeln.

Sie mögen jetzt denken: »Schön, in Römer 8,28 ist von ›Vorsatz‹ und Ziel die Rede, aber wo ist die Vorsehung?« Nun, genau darin, »dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwirken«.

Das Wort *Vorsehung* besteht aus den beiden Elementen *vor* und *sehen*. Es geht um Gottes Vorsehung. Das heißt, dass Gott im Voraus alles sieht, unser Leben vorausschauend plant und entsprechend handelt.

Weil ich oft Sodbrennen oder Stirnhöhlenbeschwerden habe, ist bei mir die entsprechende Medizin immer griffbereit. Jede Lebensversicherung ist Ausdruck gewisser Vorkehrungen: Wir treffen Vorbereitungen für unsere Zukunft, damit der Tag X uns und unsere Lieben nicht unvorbereitet trifft.

Gott weiß alles, was in meinem Leben geschieht, bereits im Voraus: »An dem und dem Tag wird Ronald Dunn das und das

passieren. Ich treffe gleich ein paar Vorbereitungen, damit es meinem Plan, den ich für sein Leben habe, dienlich ist.« Das ist Vorsehung.

Ein Mann namens Joseph

Ein großartiges Bild von Gottes Vorsehung bietet uns das Leben des Jakobssohnes Joseph (1Mo 37-50).

Joseph war der Lieblingssohn seines Vaters; immerhin war er der Erstgeborene seiner Lieblingsfrau Rahel. Und weil er von seinem Vater bevorzugt wurde, konnten seine Brüder ihn nicht ausstehen. Zu allem Überfluss war er auch noch derjenige, der seinem Vater alles hinterbrachte, was seine Brüder so trieben.

Am meisten auf die Nerven gingen ihnen Josephs Träume, in denen sie sich vor ihm niederbeugten. In der damaligen Kultur war es undenkbar, dass die älteren Brüder sich vor dem jüngeren verneigten. Hätte Joseph nur lieber den Mund gehalten, was seine Träume anging ...

Eines schönen Tages schickt Jakob ihn los, um bei seinen Brüdern nach dem Rechten zu sehen. Sie sehen ihn kommen, bekleidet mit dem prächtigen Gewand, das sein Vater ihm geschenkt hat, und sagen: »Siehe, da kommt jener Träumer! So kommt nun und lasst uns ihn erschlagen ... und wir werden sehen, was aus seinen Träumen wird!« (1Mo 37,19-20; vgl. den ganzen Abschnitt [Vers 1-20]).

Aber Ruben, der Joseph retten will, bringt sie dazu, ihn nicht zu töten, sondern in eine leere Zisterne zu werfen.

Sie werfen ihn hinein und setzen sich, um zu essen. Da sehen sie eine Handelskarawane kommen und beschließen kurzerhand, Joseph an die Händler zu verkaufen. Soll der Träumer ruhig etwas Geld einbringen.

Gesagt, getan. Die Händler bringen Joseph nach Ägypten, wo Hebräer nicht sehr geachtet waren, und verkaufen ihn dort als Sklaven.

Schlimm. Aber Glück im Unglück: Ein hoher Beamter namens Potiphar, bezahlt den Preis für Joseph, um ihn als Sklaven in Dienst zu nehmen. Bald merkt er, dass Joseph alles gelingt. Daraufhin überträgt er ihm die Aufsicht über sein gesamtes Hauswesen.

Doch neues Unheil droht: Potiphars Frau verknallt sich in Joseph und versucht, ihn zu verführen.

Wieder Glück im Unglück: Joseph widersetzt sich ihren Bemühungen, ihn zu verführen.

Gut. Aber gleich wird es wieder schlimm: Die verschmähte Frau hängt Joseph eine Anklage wegen versuchter Vergewaltigung an den Hals, und er landet im Gefängnis.

Erneut Glück im Unglück: Im Gefängnis lernt Joseph den obersten Mundschenk und den obersten Bäcker des Pharao kennen und legt ihnen ihre Träume aus. Er bittet den Mundschenk, ein gutes Wort für ihn einzulegen, wenn er wieder freikommt.

Gut: Die Träume erfüllen sich. Schlecht: Der Mundschenk vergisst Joseph. Der Bäcker kann sowieso nichts mehr tun. Er ist gehängt worden.

Doch zwei Jahre später hat der Pharao selbst einen beunruhigenden Traum, den ihm niemand deuten kann. Worauf der Mundschenk sich endlich an Joseph erinnert. Joseph wird vor den Pharao gebracht und deutet seine Träume: sieben Jahre Überfluss werden kommen, danach sieben Jahre Hungersnot. Joseph weiß auch, was man gegen die Hungersnot unternehmen kann.

Der Pharao ernennt ihn darauf unverzüglich zu seinem Ernährungsminister und Stellvertreter, gibt ihm einen Siegelring sowie eine Goldkette und lässt ihm die feinsten Kleider anlegen. Aus dem Sklaven wird ein Vizekönig. »Ich bin der Pharao«, sagt der Pharao, »und ohne dich soll kein Mensch seine Hand oder seinen Fuß aufheben im ganzen Land Ägypten« (1Mo 41,44).

Vorsehung. Gott sah, was Josephs Brüder ihm antun würden, und fing es durch seine eigenen Pläne ab. Er ließ die Handelskarawane genau im richtigen Augenblick kommen. Machen wir uns das einmal klar: Alle Details in Bezug auf Zeit und Ort muss-

ten stimmen, damit Gottes Plan verwirklicht werden konnte! Schritt für Schritt ging er Joseph voraus, fing jedes neue Problem auf und baute es in seinen Plan ein.

Familienfeier

Auf die sieben fetten Jahre folgten die sieben mageren – genau so, wie Joseph gesagt hatte. Menschen aus ganz Ägypten stehen bei Joseph um Getreide an, und bald auch die Bewohner der Nachbarländer.

Eines Tages kommen Josephs Brüder, um Getreide zu kaufen. Nach den fast 25 Jahren erkennen sie ihren Bruder nicht mehr wieder, aber Joseph erkennt sie. Zunächst hält er seine Identität geheim, aber dann kann er es nicht mehr aushalten und gibt sich ihnen zu erkennen.

Die Brüder sind zu Tode erschrocken. Was kommt jetzt? Gewiss wird Joseph sich an ihnen rächen und sie hinrichten lassen!

Aber Joseph sagt: »Ich bin Joseph, euer Bruder, den ihr nach Ägypten verkauft habt. Und nun betrübt euch nicht, und zürnt nicht über euch selbst, dass ihr mich hierher verkauft habt; denn zur Erhaltung des Lebens hat Gott mich vor euch hergesandt« (1Mo 45,4-5; Hervorhebung von mir).

Und weiter: »Und Gott hat mich vor euch hergesandt, um euch einen Überrest zu setzen auf der Erde und euch am Leben zu erhalten für eine große Errettung. Und nun, nicht ihr habt mich hierhergesandt, sondern Gott; und er hat mich zum Vater des Pharaos gemacht und zum Herrn seines ganzen Hauses und zum Herrscher über das ganze Land Ägypten« (1Mo 45,7-8; Hervorhebungen von mir).

Dreimal dieselbe Aussage: Nicht ihr habt mich hierhergebracht, sondern Gott.

Sie meinen, Joseph sei doch eindeutig von seinen Brüdern und den Sklavenhändlern nach Ägypten verschleppt worden? Joseph selbst wusste es besser.

Nach der großen Versöhnung lässt Joseph seinen Vater Jakob nach Ägypten holen. Die Familie ist wieder vereint.

Doch dann stirbt Jakob, und die Brüder sagen sinngemäß: »Was, wenn Joseph uns doch noch nachträgt, was wir ihm angetan haben, und es uns jetzt heimzahlt?«

Aber als Joseph ihre Ängste hört, sagt er: »Fürchtet euch nicht; denn bin ich an Gottes statt? *Ihr zwar hattet Böses gegen mich im Sinn; Gott aber hatte im Sinn, es gut zu machen*, damit er täte, wie es an diesem Tag ist, um ein großes Volk am Leben zu erhalten« (1Mo 50,19-20; Hervorhebung von mir).

Wenn Böses Gott dienen muss

Machen wir uns klar: Die Brüder selbst sorgten dafür, dass der verhasste Traum ihres Bruders sich erfüllte. Hätten sie ihn nicht in die Zisterne geworfen, hätten sie sich nie in Ägypten vor ihm verneigt.

Und mehr noch: Hätten die Brüder Joseph damals nicht so übel mitgespielt, hätte ihnen – und den Bewohnern Ägyptens sowie der Nachbarländer – 25 Jahre später der Hungertod gedroht.

Man könnte sagen, dass sich gerade auf dem Hintergrund ihrer Sünden Gottes Heilsabsichten verwirklichten.

Hausaufgaben

Ich habe eine kleine Hausaufgabe für Sie. Nehmen Sie sich zwei linierte Blätter Papier. Tragen Sie dann, indem Sie mit der ersten Zeile beginnen, auf dem einen Blatt all die Dinge ein, wo Sie meinen, das Leben habe Ihnen übel mitgespielt. Vielleicht sind Sie in einer kaputten Familie aufgewachsen oder waren zu arm, um studieren zu können. Möglicherweise sind Sie auch sehbehindert, haben abstehende Ohren oder was auch immer.

Listen Sie danach auf dem anderen Blatt die Dinge in Ihrem Leben auf, die Sie gern ändern würden, aber nicht ändern können.

Wenn die beiden Listen fertig sind, sollten Sie sich Zeile um Zeile vornehmen, indem Sie diese lesen und jedes Mal sagen: »Ihr zwar hattet Böses gegen mich im Sinn; Gott aber hatte im Sinn, es gut zu machen.«

Was Sie davon haben werden? Ich weiß es nicht. Aber mir hat es geholfen, dass mein Leben anders wurde.

Ein letztes Wort

Ich schreibe diese letzten Seiten auf Cape Cod, der berühmten Halbinsel an der Küste von Massachusetts, wo 1620 die Pilgerväter (die ersten puritanischen Siedler) landeten. Jedes Jahr sind Kaye und ich um den amerikanischen Labor Day⁷⁴ herum hier bei lieben Freunden zu Gast, und hier möchte ich dieses Buch beenden, denn bei unserem ersten Besuch von Cape Cod im Jahre 1986 sah ich endlich das Licht am Ende meines dunklen Tunnels, durch den ich 10 Jahre lang gegangen war.

Es war kurz vor unserem dreißigsten Hochzeitstag. Wir verwöhnen uns an diesem besonderen Tag gern mit einem Aufenthalt in einem netten Hotel oder mit einem Essen in einem Drei-Sterne-Restaurant.

1986 fragte ich also Kaye, eher beiläufig: »Wo willst du diesmal hin zu unserem Hochzeitstag?«

»Cape Cod«, antwortete sie, gar nicht beiläufig. (Übrigens: Ja wohl, Kaye ist hoffnungslos romantisch veranlagt.)

Gut. Am Morgen nach dem Labor Day warfen wir ein paar Sachen in unser kleines Auto und fuhren aufs Geratewohl los. Cape Cod hieß unser Ziel.

Als wir die Grenze zwischen Texas und Arkansas überfuhren, spürte ich plötzlich, wie es in meinem Inneren hell wurde. Es war, als ob ein Riesengewicht von meiner Seele genommen wurde. Ich stieß einen lauten Schrei aus, dass Kaye zusammenfuhr und dachte: *Oh, jetzt dreht er ganz durch.*

»Schatz«, sagte ich. »Das wird die Reise unseres Lebens, das wird ein Geschenk Gottes!«

Und das wurde es. Seitdem fahren wir jedes Jahr nach Cape Cod.

74 Dieser Tag wird in den USA jeweils am ersten Montag im September begangen.

Das soll nicht heißen, dass ich seitdem nie mehr mit der Dunkelheit zu kämpfen hatte. Im Gegenteil. Die eineinhalb Jahre, in deren Verlauf ich dieses Buch geschrieben habe, waren in vieler Hinsicht mit die schwierigsten meines Lebens. Die Krise, die ich eingangs erwähnte, hat sich zwar aufgelöst – aber nicht so, wie wir es erhofft und erbeten hatten. Wir haben in diesen eineinhalb Jahren einen sehr lieben Menschen verloren, wir haben Träume und Hoffnungen begraben – und einige wichtige Kapitel unseres Lebens schließen müssen.

Aber parallel zum Bösen lief immer das Gute.

Es war ein Kampf bis zum Tagesanbruch. *Und der Morgen wird kommen.*

Eine der Segnungen aus meinem langen Kampf mit der Depression umfasst die Einsicht, dass es möglich ist, die Depression zu besiegen.

Meine diesbezügliche Zuversicht liegt nicht in meinen Fähigkeiten oder meiner Erfahrung. Sie liegt in dem, der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat (vgl. Gal 2,20).

So oft hab' ich erkannt,
dass er mich nicht lässt.
Seine liebende Hand
wird halten mich fest.

Ich zögere immer, wenn ich ein Manuskript abschließe und fort-schicke. Denn das Büchermachen ist bekanntlich gefährlich: Nichts ist unmöglicher, als ein Buch zu schreiben, dass jeden Leser zufriedenstellt.

Ich zögere ganz besonders, dieses hier in die Welt zu schicken. Weil es so persönlich geworden ist. Ich hatte das gar nicht vor. Aber Bücher sind nun einmal wie ungezogene Kinder: Sie haben ihren eigenen Kopf und laufen einfach weg. Doch ich stimme einem Autor zu, der gesagt hat, dass das Persönlichste zugleich auch das Universalste ist. Denn in unserem Innersten sind wir

doch alle gleich, haben die gleichen Ängste, die gleichen Sehnsüchte.

Ich bin keine Ausnahme.

Sie auch nicht.

Das ist die Wahrheit.

Ehrlich.

Wenige Jahre, nachdem Ronald Dunn dieses Buch geschrieben hatte, erreichte er im 65. Lebensjahr das Ziel seines Lebens: Am 29. Juni 2001 nahm ihn der Herr zu sich in die himmlische Herrlichkeit.

